



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Rhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Nr. 2. Preis per Jahrgang \$ 1.50 postfrei.

November 1897.

Inhalt: Den St. Lorenz hinab. — Geschichte einer mongolischen Christengemeinde. (Schluß.) — Die Mission von Alaska. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Norwegen (Lage der katholischen Mission); Mesopotamien (Missionsreise zweier Kapuziner); Persien (Die Lazaristenmission); China (Das Fingelhaus in Tschefu; Eine Missionsreise in Kiangnan); Vorderindien (Die Missionsstation Jeolikote, Diocese Allahabad); Südafrika (Unruhen in Maschonaland; Löwenabenteuer; Die Heimfuchungen der letzten Jahre); Oceanien (Jahresbericht des Apostol. Vicariats Neupommern); Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke.

Den St. Lorenz hinab.

(Mitgetheilt von P. Fr. Hillig S. J.)

In der Missionsgeschichte des nordamerikanischen Continents nehmen die ersten französischen Niederlassungen an den Ufern des Lorenzstromes und die von hier ausgehende segensreiche Thätigkeit der katholischen Kirche unbestritten den Ehrenplatz ein. Von dieser ersten Missionsthätigkeit war in frühern Jahrgängen unserer Zeitschrift ausführlich die Rede. Es dürfte nunmehr dem verehrten Leser dieser Blätter nicht unwillkommen sein, wenn wir ihn hiermit freundlich einladen, uns im Geiste auf einer Reise den St. Lorenz hinab zu folgen, um auch einmal den heutigen Stand der Verhältnisse in dieser Gegend kennen zu lernen und die mannigfachen Naturschönheiten des Stromgebietes näher in Augenschein zu nehmen.

Von Buffalo, am Ostende des Eriesees gelegen, brachen wir auf. Endlich hatte sich unser Zug der ausgedehnten Stadt entwunden und rollte mit beschleunigter Geschwindigkeit durch die vergoldeten Morgenfluren dahin. Alles ist flach um uns her. Zur Linken, einen Steinwurf vom Gleise weg, fließt der majestätische Niagara. Seine Wasser bewegen sich mit uns in derselben Richtung, d. h. nach Norden hin. Rechts erblickt man ausgedehnte Maisfelder im reichen Sommergrün, hie und da durch dunkle Baumgruppen und helle, reinliche Farmgebäude angenehm unterbrochen. Wir befinden uns im Lande der Irokesen. Eine Meile landeinwärts wohnt noch eine Handvoll des einst so mächtigen Volkes auf

1897/1898.

der Tonawanda-Reservation: eine Indianerinsel mitten in einem Meere von Blatzgesehtern.

Da wird es auf einmal lebendig unter den Mitreisenden; man drängt zum Fenster hin. In der Ferne, über dem Spiegel des Flusses steigt ein weißes, nebelartiges Gebilde auf, es ist der dampfförmige Gisch der Niagarafälle, die man aber selbst noch nicht sieht, da sie von uns abgewandt sind. Der Zug hält im Städtchen Niagara Falls, das seinen Ursprung und sein Fortbestehen wohl lediglich der Touristenwelt verdankt, die während der Reisemonate in hellen Haufen tagtäglich hierher strömt, um die berühmten Fälle zu sehen. Bald werden auch wir dieselben zu Gesicht bekommen. Hinter der Stadt Niagara Falls wendet sich der Zug im rechten Winkel nach links und rollt langsam in eine gewaltige Hängebrücke ein.

Unter uns öffnet sich nun eine gähnende Schlucht. In der Tiefe erblickt man die schaumgetränkten Wasser des Niagara, noch wild und aufgeregert von dem jähen Sturz in den Abgrund und gleichsam unschlüssig, wohin sie jetzt fließen sollen. Allein das herrlichste Schauspiel sind doch die Fälle selbst, deren lautes Donnern und Getöse dräuhend an unser Ohr dringt und das Rasseln und Rollen des dahinfahrenden Zuges übertönt. Zwei ungleich breite, weißglitzernde Wasserwände, durch eine walddgefrönte Felsenbank voneinander geschieden, liegen sie jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung

vor uns da. Nichts ahnend von dem jähen Geschie, das ihm bevorsteht, kommt der Wasserschwall im obern Flußbett daher geschossen. Jetzt hat er die Kante erreicht und stürzt, eine glatte Wölbung beschreibend, in den 52 m tiefen Abgrund. Eine Wolke weißen Wasserdampfes verbirgt dem Auge fein weiteres Geschie. Sonderbar! Gleichsam als wollte sie die Naturkräfte zum Frieden ermahnen, spannt die Sonne ihren farbigen Bogen über die in wildem Kampf tosenden und dampfenden Wasser.

Nur allzu schnell entführt uns der Dienstleister des Mannes an der Locomotive dem Anblick dieses einzigen Schauspiels. Wir befinden uns nun wieder auf festem Boden, und statt des Abgrundes treten jetzt zu beiden Seiten wellenförmige Hügelreihen auf; allein noch ist das Ohr voll von dem Dröhnen der fallenden Gewässer, und die Phantasie kann sich des prachtvollen Bildes noch nicht entschlagen. Unwillkürlich sucht man nach Vergleichen. Man denkt an den Rheinfall von Schaffhausen. Bei dieser Zusammenstellung tritt die Größe des Niagarafalles erst recht hervor. Während nämlich der letztere eine Höhe bzw. Tiefe von 52 m hat, beträgt die des Rheinfalles nur 20 m; ferner ist der Rhein bei Schaffhausen nur 100 m breit, während der Niagara hier die stattliche Ausdehnung von 1300 m hat. Dementsprechend sind auch die Wassermassen verschieden. Dazu hat der Rhein nicht jenen unbehinderten, senkrechten Fall, wie wir ihn beim Niagara bewundern.

Mit der Ueberfahrt über den Fluß waren wir gleichzeitig über die Landesgrenze gekommen und befanden uns seitdem auf canadischem Boden. Gegen Mittag erreichten wir Toronto, eine bedeutende Handelsstadt, am Nordwestufer des Ontariosees gelegen. Hier vertauschten wir die Bahn mit dem Dampfboot, das uns nach Montreal bringen sollte. Die Stadt und die Provinz, deren Haupt sie ist, bergen ein gegen die Katholiken höchst undußames Element, die „Orange-men“ (Orangenmänner, nach dem Oranier so benannt), welche allen geschichtlichen Thatfachen zum Hohn die Katholiken, auch die auf amerikanischem Boden gebornen, als Ausländer und Fremdlinge betrachtet und behandelt wissen wollen.

Um 2 Uhr nachmittags bestiegen wir den „Corsican“, einen Raddampfer älterer Construction, der mit riesigen Schaufelrädern und noch größern Radkasten ausgerüstet war; dann ging's in den offenen Ontariosee hinaus. Von Toronto, welches noch manche Meile vom westlichsten Punkte des Sees entfernt ist, bis nach der Stadt Kingston, am Ostende desselben, dauert die Fahrt auf dem Dampfschiff 17 Stunden. Vergleicht man damit jene uns bekannten Fahrstrecken auf heimatischen Gewässern, so erhält man eine annähernde Idee von der Größe dieses kleinsten der fünf nordamerikanischen Binnenseen. Was man hier als Europäer sehr vermisst, sind: Schweizerberge als Hintergrund. Rechts bis an den Horizont hat man nichts als See, links schwach hügeliges Uferland.

Mit der einbrechenden Abenddämmerung breitete sich ein paradiesischer Friede über den glatten Wasserspiegel. Kein Lüftchen regte sich. Nur die weithin sichtbare Spur unseres Dampfers und der dunkle, unverwehte Rauchschweif in der Luft waren neben dem gleichmäßigen Plätschern der Räder die einzigen Lebenszeichen, die zwar Abwechslung, nicht aber Störung in das friedliche Abendbild brachten.

Am andern Morgen erwachten wir im Hafen einer unbekannten, von garstigem Regenwetter heimgesuchten Stadt. Ein paar mit Koffern schwer beladene Droschken rasselten heran und führten uns

ihre verstimmten Insassen als neue Passagiere zu. Es stellte sich heraus, daß wir uns in Kingston, also am Anfang des St. Lorenzstromes, befanden. Zur Zeit des Krieges zwischen England und Frankreich, der sich um die Mitte des letzten Jahrhunderts in Canada abspielte, that sich dieser Platz unter dem Namen Fort Frontenac hervor.

Der See verengt sich hier und wird allmählich zum St. Lorenzstrom. Nicht lange hatten wir die Stadt verlassen, da lenkte unser Steuermann den Dampfer in eine der anmutigsten und eigenartigsten Scenerien Nordamerikas ein. Wie so viele seiner Brüder umgibt sich auch der St. Lorenz bei seinem ersten Auftreten mit einem besondern Schmucke; allein anstatt der malerischen Schluchten und schneegekrönten Bergeshäupter, in deren Mitte andere Ströme ihre frühe Jugend verleben, hat der St. Lorenz, der gleich bei seinem ersten Auftreten als vollkräftiger Mann vor uns steht, es verstanden, sich mit Naturreizen ganz eigener Art zu schmücken.

Ein ausgedehnter Inselpark, die „Thousand Islands“ genannt, nimmt uns auf. Kleine Wälder, Wiesen und Blumengärten, malerische Felspartien und schmucke Villen, alles das ist auf den kristallklaren, breiten Wasserspiegel in Gestalt ebenso vieler Eilande hingezaubert. Was die Wege in einem Parke, das sind hier die in größter Mannigfaltigkeit sich verzweigenden und wieder untereinander sich verschlingenden Kanäle und Arme des Flusses, die hier oder da zur Abwechslung sich in einen kleinen See erweitern. Auf der breiten Promenade in der Mitte des venetianischen Gartens hält sich unser Dampfer und gewährt uns so nach beiden Seiten hin einen günstigen Ausblick. Man darf sich aber diese Promenade nicht allzu gerade durchlaufend vorstellen. Hier liegt die behäbige Sommerwohnung eines Millionärs, von wohlgepflegten Anlagen umgeben, und versperrt uns den Weg; dort schaut eine vom Wasser geglättete Felskappe nur wenige Fuß aus dem Spiegel hervor, und obwohl sie nur zwei vereinsamten Sträuchlein in ihrer Spalte eine kümmerliche Unterkunft zu bieten vermag, zwingt sie doch den majestätischen Dampfer, in ehrfurchtsvoller Schwenkung ihr auszuweichen. Immer neue Inseln tauchen auf, immer anziehender werden die Landschaftsbilder. Zu den Villen verschiedenster Bauart gesellt sich hier ein hochragender Leuchtturm auf schroffem Riff, dort ein breites Hotel am Abhang eines bewaldeten Hügels. Zierliche Brücken verbinden nahegelegene Inseln, während zwischen den andern Rähne oder Segelboote, hie und da auch ein Dampfer den Verkehr vermittelt und gleichzeitig zur Belebung der glatten Wasserstraßen beiträgt.

Ob es nun gerade tausend Inseln sind, wie der Name besagt, läßt sich natürlich bei der Durchfahrt nicht bestimmen; jedenfalls kommt ihre Anzahl diesem Namen sehr nahe. Die Durchfahrt nahm den ganzen Morgen in Anspruch. Wir hatten auch im Verlaufe des Vormittags bei einigen minder bedeutenden Städtchen angelegt.

In einem derselben zog der Unternehmungsgeist von Jung-Canada meine Aufmerksamkeit auf sich. Als wir nämlich landeten, erschien am Ufer eine Anzahl Knaben mit langen Angelruthe, an deren Spitze statt der Leine ein kleines Blechgefäß und ein Hafen mit eingezwängter Zeitung befestigt war. Sie gingen vor der Planke des Schiffes auf und ab, indem sie ihr merkwürdiges Instrument den Passagieren wie ein Rüster den Klingelbeutel hinhielten. Aber nur wenige hatten Lust, die so angebotene Zeitung zu kaufen und den Preis in die beigelegte Büchse zu werfen; denn das Blatt war von gestern und daher für die Amerikaner bei weitem zu alt.

Bis gegen 2 Uhr nachmittags fuhren wir so, daß wir zur Rechten amerikanisches, zur Linken canadisches Gebiet behielten. Die beiden Mächte haben sich gleichmäßig in alle Naturschönheiten, deren wir bislang ansichtig wurden, getheilt: in die Tausend Inseln, den Ontariosee, den Niagarafluß, die Fälle; ja sogar die Ziegeninsel zwischen beiden Fällen mußte sich eine brüderliche Theilung gefallen lassen. Bei der Stadt Cornwall aber biegt die Grenzlinie der Vereinigten Staaten nach Osten hin vom Flusse ab; die Fahrenstange drüben auf der Insel dient als Grenzmarke und bedeutet für uns, daß wir nunmehr in die Provinz Quebec eingelaufen sind, d. h. das eigentliche Canada der ersten Missionäre, das katholische Canada. Zugleich haben wir an dieser Stelle, die Region der Stromschnellen erreicht, die sich von hier bis gegen Montreal hin erstrecken. Unter diesen Stromschnellen, die verschieden lang, verschieden heftig und durch bedeutende Partien ruhigen Wassers voneinander getrennt sind, nehmen die letzten vor Montreal, die „Lachine Rapids“, wegen ihrer Großartigkeit den ersten Platz ein. Kurz bevor wir dieselben erreichen, werfen wir schnell noch einen Blick nach beiden Ufern hinüber; denn bald werden andere Erscheinungen unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln.

Auf dem Südufer liegt das unscheinbare Dörfchen Caughnawaga, dessen Bewohner Indianer sind und dessen Religion ein werththätiger, katholischer Glaube ist. Mr. Buckingham, ein Protestant, stellt den Leuten ein schönes Sittenzeugniß aus und gibt zu, daß es der katholische Glaube der Caughnawagas sei, der sie auf diese Höhe gebracht. Sie sind ihrem Namen, welcher „betende Indianer“ bedeutet, gerecht geworden.

Vom linken Ufer her grüßen uns die weißen Klostermauern von La Chine, über deren mittlern Theil eine prächtige Kuppel sich wölbt. Die ersten Ansiedler, im Glauben, daß diese Gegend der östliche Theil Chinas sei, sollen dem Orte seinen sonderbaren Namen La Chine oder China gegeben haben. Weit weg in blauer Ferne erhebt sich ganz vereinzelt ein bewaldeter Berg, von Umriß einem ruhenden Löwen ähnlich. Das ist der Mount Royal oder königliche Berg, nach dem die an seinem Fuß gelegene Stadt benannt ist.

In nächster Nähe aber liegen jetzt die Rapids vor uns. Kein Stromaufwärts fahrender Dampfer vermag ihrem Anprall standzuhalten. Sie alle sind gezwungen, in einem etwa 15 km langen Kanal dieselben zu umgehen. Ein Wagehals hat es einmal versucht, sich in seinem Kahn mit der Strömung flussabwärts fortreißen zu lassen; allein er büßte dafür mit seinem Leben.

Nur große, von geübter Hand gesteuerte Schiffe dürfen es wagen, sich dem aufgeregten Elemente anzuvertrauen; denn gerade hier ist das Flußbett mit Klippen besät, von denen einige eben noch aus dem Wasser hervorschauen. Einen erprobten Steuermann aber hatten wir an Bord, einen Halbindianer, der ich weiß nicht wie oft schon seine Schiffe glücklich hindurch gesteuert hat.

Jetzt wird der Dampf abgelassen, und die Maschine steht still. Das Geklapper der Räder, an das man sich während der verfloßenen 24 und mehr Stunden gewöhnt hat und bei dem man sich allmählich heimisch fühlt, hält nun auf einmal inne und macht einer unheimlichen Stille Platz. Noch eine Sekunde, und der volle Schwall reißt unsern Dampfer wie einen hilflosen Kahn das aufgeregte Flußbett hinab, ganz nahe an den dräuenden Klippen vorbei. Es gibt einen Stoß, daß das Schiff in allen Fugen kracht. Jeder hält sich an etwas Haltbarem fest. Das Schiff legt sich auf die Seite, während der weiße Gischt bis aufs Deck hinaufspritzt. Bricht jetzt das Steuer, oder macht der Mann oben am Rad einen Fehlgriß, so ist vielleicht nach ein paar Minuten

vom stattlichen Dampfer nichts mehr übrig als stromabwärts treibende Trümmer. Allein der Gedanke, daß bis jetzt noch kein Dampfer hier gescheitert, beruhigt die Einbildung und gestattet dem Reisenden, die Pracht und Macht der im wilden Lauf sich überstürzenden Wasser zu bewundern.

Nachdem wir die Stromschnellen überstanden, fuhren wir unter der langen Victoriabrücke durch, einem Bauwerk, dessen Schönheit zu seinen Kosten in umgekehrtem Verhältnisse steht. Sie ist ungefähr 3 km lang und hat 26 Millionen Mark gekostet. Der ganze eiserne Brückenkörper ist auf beiden Seiten, ich weiß nicht aus welchem Grunde, von einer gleichmäßig hohen, schwarzen Wand eingeschlossen, weshalb man von der Eisenconstruction nichts und von einem dahersahrenden Zug nur den Rauch sehen kann. Von weitem gewinnt man den Eindruck, als sei da ein langgestreckter Riesenbalken über den Fluß gelegt, der auf einer Reihe gleichmäßig voneinander absteherender Pfeiler ruhe. Der Pfeiler sind es 25. In der Nähe betrachtet, stellen dieselben ein massives Stück Mauer dar, ohne Absatz, ohne Verjüngung nach oben hin. Die weit vorspringenden Eisbrecher machen sich um so häßlicher, als auf der entgegengesetzten Seite der Pfeiler als Gegenstück nur eine senkrechte Wand aus dem Flusse aufsteigt.

Ein Blick nach der Stadt hinüber, auf die wir jetzt lossteuern, entschädigt das Auge hinreichend für den Mangel an baulicher Schönheit, der ihm an der Brücke so schroff entgegentrat. In vier Staffeln entwickelt sich ein neues Bild vor unserem Blick. Den Vordergrund bildet der breite Wasserspiegel; an ihn schließt sich der Hafen mit einem Wall von großen und kleinen Schiffen, von Masten, Schornsteinen, Segeln, Kränen und was sonst mit der Schifffahrt etwas zu thun hat; dahinter ein weites Häusermeer, aus welchem Thürme und Kuppeln und dunkle Baumkronen in größter Abwechslung hervortragen. Den Abschluß und Hintergrund bildet der breite, bewaldete Bergrücken des Mount Royal. Das ist Montreal, die größte Stadt Canadas und für heute die Endstation unserer Reise.

Nachdem wir gelandet — die Dämmerung war schon angebrochen —, begaben wir uns in das Colleg der Jesuiten. Wie überrascht war ich hier, in canadischer Fremde eine heimatlische Erfindung verwerthet zu sehen! Im ganzen Colleg waren die Auerischen Circonium-Glühlampen angebracht, deren grünes, ruhiges Licht die mir fremden Räume noch fremdartiger beleuchtete. Wie ich später fand, war dieses durchaus nicht der einzige Platz, an dem sich das merkwürdige Licht eingebürgert hat. Dem doppelten Bevölkerungselement Rechnung tragend, hat man im Colleg einen englischen und einen französischen Kurs eingerichtet.

Der folgende Tag war der Besichtigung Montreals gewidmet. In Häuserpracht, Läden, Leben auf der Straße steht es mancher europäischen Großstadt ebenbürtig zur Seite. Und dabei ist es überall so sonnig, so freundlich, voll heitern Lebens und unbefangener Kundgebung einer soliden religiösen Gesinnung. Nicht genug, ihre Stadt durch eine große Zahl prächtiger Tempel vor andern Städten Nordamerikas auszuzeichnen, haben die Katholiken von Montreal auch dem öffentlichen Leben gewissermaßen den Stempel ihres Glaubens aufgedrückt, indem sie unter anderem eine bedeutende Anzahl von Straßen mit Heiligennamen benannten. Kommt man beispielsweise vom Flusse her auf der St. Urbanstraße in die Stadt hinein, so kreuzt man die St. Paul-, Notre Dame-, St. Jakob- und St. Katharinenstraße, während links die Franz Xaverstraße, rechts die St. Vincenzstraße parallel mit der unsrigen läuft.

Von den vielen prachtvollen Gotteshäusern, die wir im Laufe des Tages besuchten, seien hier nur die zwei hervorragendsten erwähnt.

Notre-Dame, schon von weitem durch seine beiden Thürme kenntlich, hat in der Liebe der hiesigen Katholiken sich den ersten Platz erobert und ist auch die erste Kirche, die man mit Stolz dem Fremden zeigt. Von außen konnte ich derselben keine besondere Schönheit abgewinnen; sie ist aus einem grauen Stein ohne viel architektonischen Schmuck gebaut. Die beiden viereckigen, oben abgeflachten Thürme machen den Eindruck, als seien sie in Anbetracht ihrer geringen Höhe und Breite zu weit voneinander gerückt. Um so mehr überrascht uns das Innere der Kirche. Man ist ganz von einer echt katholischen Atmosphäre umgeben: so ansprechend, so warm und fromm ist alles um uns her. Der bis an die Decke

ragende gotische Hochaltar mit seinen auf das heilige Opfer deutenden Reliefbildern, der reiche, fast an Ueberladung grenzende Schmuck von vergoldetem Schnitzwerk, welches die breiten Wände des Chores bis obenhin bedeckt, die freundlichen Raumverhältnisse des Innern und die warmen Farben, die in der Ausstattung des Ganzen vorherrschen: alles das macht auf den Besucher einen tiefen Eindruck und ladet unwiderstehlich zur Sammlung und zum Gebete ein; man schließt sich wie von selbst den vielen frommen Betern an, die, allenthalben in den Bänken zerstreut, ihre Andacht verrichten. Jetzt merkt man auch, warum die guten Leute so sehr an dieser Kirche hängen.

Das gerade Gegenteil von Notre-Dame möchte ich die neue Kathedrale nennen, die eine Nachahmung von St. Peter in Rom in verjüngtem Maßstabe ist. Von den Größenverhältnissen ganz



Niagarafall. (S. 26.)

abgesehen, übertrifft sie im Aeußern die Notre-Dame-Kirche vorzüglich durch ihre herrliche Kuppel. Der reichen und bunten Ausstattung der Lektorn gegenüber bewahrt die Kathedrale eine zurückhaltende Einfachheit. Die Wände sind weiß. Der Statuen und Bilder gibt es wenige, und der Hauptaltar ist verschwindend klein. Schön ist diese Basilika trotz alledem. Das gesteht man gern, wenn man sich in die Mitte unter die Kuppel stellt und den Blick das massive Mauerwerk hinauf- und hinabschweifen läßt; aber ob das Innere so sehr zum Gebete stimmt wie in Notre-Dame, läßt schon die geringe Zahl der anwesenden Gläubigen zweifelhaft erscheinen. Auffallend ist bei dieser Kirche noch die große Helligkeit trotz der verhältnismäßig geringen Zahl kleiner, viereckiger Fenster, wie sie diesem Stil eigen sind.

Jetzt wollen wir noch einen Ausflug auf den Berg machen. Wir nehmen den Weg durch einen Stadttheil, der, am Fuße des Mount Royal gelegen, schon eine starke Abweichung von der Hori-

zontallinie aufweist. Freundliche Wohnhäuser, von Gebüsch und sorgfältig gepflegtem Rasen umgeben, liegen zu beiden Seiten unserer Straße, die nach einer oder andern Biegung in einen Waldweg sich verwandelt.

Im Zickzack zieht sich derselbe den Berg hinan, welcher an diesem ganzen Abhange hin mit schattigem Laubholz bestanden ist. Wie fast alle amerikanischen Laubwälder weist auch dieser eine bunte Menge von Baumarten auf. Neben dem amerikanischen Tulpenbaum steht freundschaftlich die deutsche Buche mit ihrem stahlgrauen, glatten Stamm. Verschiedene Arten von Ahorn wechseln ab mit den Verwandten unserer deutschen Eiche, die sich jedoch von unserer Art durch ihre zugespitzten Blätter stark unterscheidet. Es sind aber alles Kinder des Urwaldes, die man hier auf ihrem angestammten Grund und Boden erhalten hat.

Vor drei und einem halben Jahrhundert bestieg der erste Weiße, der Franzose Jacques Cartier, diesen Berg in Begleitung eines



Der Huronfall. (S. 26.)

Huronenhäuptlings, des Herrn dieses Ganes. Oben angekommen — vielleicht war es gerade die Richtung, wo wir jetzt Halt machten —, stand er still und betrachtete mit dem Hochgefühl eines Eroberers die herrliche Landschaft an den Ufern des Stromes, die er entdeckt und dem Christenthum und der Civilisation erschlossen hatte. „Wahrhaft ein königlicher Berg!“ soll er da ausgerufen haben. Sein Gefolge aber griff das Wort auf, und von nun an hieß der Berg der königliche. Allein wie verschieden war das Panorama, das er sah, von dem, welches heute vor uns sich entrollte! Er schaute hinab in die mit üppigem Grün bedeckte Flussebene, über welche einige Duzend Indianerzelte regellos hingestreut waren und das Dorf Hochelaga bildeten; auf dem Fluß ein paar vereinzelte Fischerkanoes. Und heute: Hochelaga, das Indianerdorf, ist nicht mehr; aber an seiner Stelle hat die weiße Rasse eine europäische Großstadt hingezaubert, deren Tausende von glitzernden Fenstern wie ebenso viele Augen zu uns hinausschauen. Das Rindencanoe ist vom Fluße verschwunden; aber statt dessen laufen stromaufwärts kommend die massiven Ozeanfahrer mit ihren breiten, rückwärts gelehnten Kaminen hier ein, während vom Oberlauf und den Seen her die weißen Salondampfer hier landen. Die Indianer, welche da unten gewohnt, sind aber nicht, wie anderswo, ausgerottet worden; ihre Nachkommen, zum Christenthum bekehrt, haben sich unweit der Stadt friedlich niedergelassen.

Der Berg, auf dem wir stehen, leistet der Stadt noch einen sehr wichtigen Dienst. Hier oben befindet sich nämlich ein Wasserbehälter, der vom Fluß aus vermittelst Dampfpumpen gefüllt wird und die ganze Stadt mit Wasser versieht. Der Druck, den das Wasser wegen der hohen Lage des Behälters ausübt, ist so groß, daß die Feuersprizen überflüssig gemacht sind. Bei einem Brande wird einfach der Schlauch an die Wasserleitungsröhre geschraubt. Der hohe Druck trägt den Wasserstrahl bis in die obersten Stockwerke des brennenden Hauses.

Auf einem andern Theile des breiten Bergrückens liegt der Kirchhof der Stadt. Zuerst führt der Weg durch den sogen. „englischen“ Kirchhof, was hier gleichbedeutend ist mit protestantisch. Viel Reichthum und Sorgfalt ist auf die Ausschmückung der Gräber verwandt. Neben Büsten, Marmortafeln und Obelisken tauchen auch hier die unvermeidlichen Aschenkrüge auf und abgebrochene Säulen, welche auf jene am besten passen, die keine Hoffnung mehr haben. Lange ging's durch diesen Gräberpark hindurch bergauf und bergab, da standen wir auf einmal an einem ganz andern Kirchhof. Hier Armut, dort Reichthum; jener fein besorgt, dieser verwahrloßt. Es war alles voll von Kreuzen von ungefähr derselben unscheinbaren Form und Höhe. Wie ich erwartete, sagte man mir, daß dieses der katholische Kirchhof sei. Das muß im ersten Augenblick den katholischen Besucher wehmüthig stimmen, und man fragt sich verwundert: Sind denn alle Katholiken Montreals Bettler und die Protestanten die Vertreter des Reichthums? Wie wir aber weiter schritten, tauchten auch besser geschmückte Gräber auf. Die Grabsteine wurden kunstvoller, größer, reicher. Kapellenartige Familiengrüste zogen sich auf der einen Seite des Weges hin: alle in den Berg hineingebaut. Prächtige Marmorkreuze, Obelisken, Blumen und saubere Kieswege waren hier wie auf dem englischen Kirchhof zur Verschönerung der Todtenstadt reichlich angewandt. Mein erster Eindruck verlor sich bald. Nach dem Gesamteindruck zu urtheilen, ist Montreal vorherrschend katholisch, und zwar in allen Klassen der Bevölkerung. An einer Stelle haben Ordensfrauen ihren eigenen Friedhof. Von den Gräbern, die in Reih und Glied nebeneinander aufgeworfen sind und die sich von der Umgebung durch ihre äußerste Einfachheit vortheilhaft abheben, empfängt man einen ähnlichen Eindruck wie beim Betreten eines Ordenshauses. Es herrscht hier Ruhe, Sammlung, Ordnung, Armut. Um so mehr fällt es auf, wenn man in einiger Entfernung davon eine vergoldete Riesenkrone von wohl drei Meter Durchmesser über einem Grabe aufgerichtet sieht.

Da unser Oeandampfer am nächsten Morgen in aller Frühe abzufahren hatte, so waren die Passagiere gezwungen, schon am Abend sich an Bord einzufinden. Am Landungsplatz herrschte großes Leben, besonders um unser Schiff herum, das theils von den Warenschuppen am Lande, theils von andern Schiffen Ladung einnahm. Ein Artikel, der in den letzten Jahren in der Technik vielfache Anwendung gefunden und der gerade in Canada in bedeutender Menge gewonnen wird, das Mineral Asbest, wurde stundenlang eingeladen.

Wenn man übrigens die günstigen Handelsbedingungen erwägt, die sich an diesem Hafenplatz geltend machen, so muß man sich nur wundern, daß er nicht noch bedeutender ist. Montreal, obgleich gegen 200 deutsche Meilen vom offenen Ocean entfernt,

ist Seehafen. Man bedenke nur: von dieser Stadt bis zum Einfluß des St. Lorenz in den Golf gleichen Namens, also noch lange nicht bis an den Atlantischen Ocean hin, ist es schon so weit wie vom Bodensee bis zur Mündung des Rheins, dem Lauf dieses Flusses nachgerechnet. Was für ein Vortheil für Süddeutschland wäre es aber, wenn man schon in Lindau oder Bregenz einen Ostindienfahrer besteigen und darauf den Rhein hinabdampfen könnte! Da wundert man sich, daß die Ufer des St. Lorenz nicht mehr bevölkert sind. Allein der Fluß ist ein spröder Geselle. Er ist nur einen Theil des Jahres fahrbar. Bis in den April hinein ist er oft noch steif zugefroren. Im Mai kommt das Treibeis, und erst wenn das vorbei ist, kann die Schifffahrt beginnen. Das Herannahen des Winters bringt jeglichen Verkehr zu Wasser wieder ins Stocken.

Am andern Morgen beim ersten Dämmerlicht schob sich unser Schiff langsam vom Lande ab und steuerte in den breiten Strom hinein. Der Weg, den es hier zu nehmen hat, ist ihm durch eine Reihe bunt angestrichener Warnungshölzer, die im Flußbett verankert sind, vorgezeichnet. Wir begegnen sehr wenigen Fahrzeugen. Es herrscht nicht das Leben wie auf dem deutschen Rhein. Zuweilen grüßt uns vom hohen Ufer herab ein Kirchlein mit glitzern- dem Blechdach. Sein Thurm ist scharf zugespitzt. Ringsumher liegen einige Fischerhütten oder Bauernhäuser wie Klülein um die Henne geschart. Das sind alles katholische Dörflein, katholische Kirchen. Die Leute scheinen nicht sehr wohlhabend zu sein, aber sie sind allenthalben als fromme Christen bekannt. Ich hörte sogar von Andersgläubigen, wie sie der Frömmigkeit der anwohnenden Canadier großes Lob zollten. So erwähnte einer, daß es ihn sehr erbaut habe, die Leute am Sonntag so zahlreich zur Kirche strömen zu sehen. Während des Gottesdienstes sei der ganze Platz vor der Kirche mit den Fahrzeugen bedeckt gewesen, auf denen jene von nah und fern zur heiligen Messe gefahren waren. Ein anderer erzählte, wie er sich einen Führer gedungen, der ihm unter anderem auch die Kirchen gezeigt habe. In der Kirche aber sei der Führer gleich in eine Bank gegangen und habe so lange im Gebete verbracht, bis er, der Erzähler, sich anschickte, die Kirche wieder zu verlassen. Man sieht, daß wahre Frömmigkeit auch Andersgläubigen Achtung abnötigt. Gerade was die katholischen Canadier angeht, hört man wohl zuweilen das abfällige Urtheil, als ob sie wie auch ihre Glaubensgenossen in Mexico sich nicht zu der Höhe des Unternehmungsgeistes und des Wohlstandes erschwungen, der die protestantischen Yankee, welche doch auf demselben Erdtheil wohnen, auszeichnet, und man will diesen Mangel auf Rechnung der Religion der betreffenden Völker setzen. Thatsache ist, daß der Canadier nicht in dem Maße wie der Yankee im rastlosen Jagen nach Gewinn aufgeht. Ob das aber nicht vielmehr lobenswerth ist, wird demjenigen nicht schwer zu entscheiden sein, der über dem Reichthum noch ein höheres Ziel im Jenseits anerkennt, für welches der Mensch geschaffen ist. Der gewinnlüchtige Amerikaner jagt nach Reichthum, um sich ein glückliches und sorgenloses Alter zu sichern; der Canadier, vorausgesetzt, er ist wie die meisten ein guter Christ, hat schon jetzt ein glückliches, sorgenloses Leben, wofür er sich seinen hinreichenden Lebensunterhalt erwirbt. Zu einem höhern Glück als Seelenfrieden kann man es doch nie bringen.

das übrige. Dabei trennt sich der Weizen von der Spreu; die Auserwählten Gottes bleiben, die andern entfernen sich wieder.

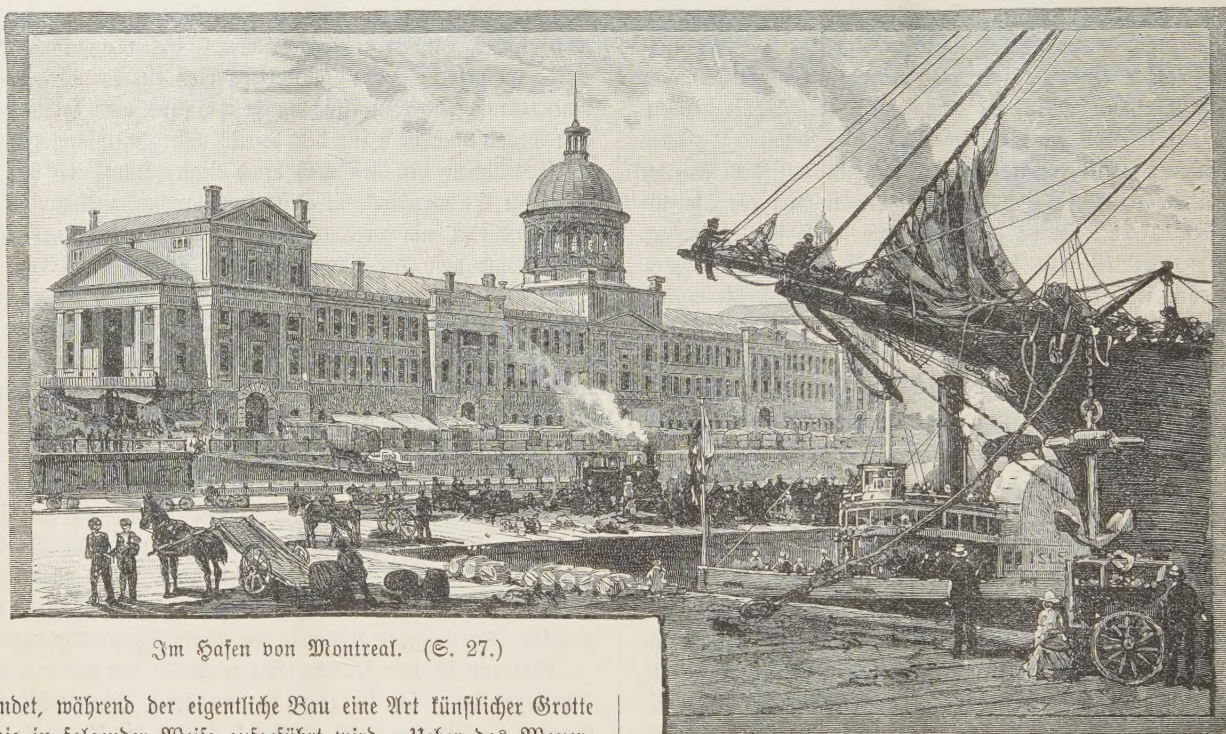
Dies war fast während eines Vierteljahrhunderts die Tattik des glorreichen Apostels der Mongolei, des in Gott seligen Mgr. Bar (vgl. den Lebensabriß dieses großen Missionsbischofs im Jahrg. 1895, S. 171). Von einem Ende seines ungeheuern Vicariates (erst 1883 wurde die mongolische Mission in drei Apostolische Vicariate getheilt) bis zum andern zog sich eine fortlaufende Reihe fester Missionsposten, umgeben von billig erworbenen Ländereien, die man den Katechumenen um einen kleinen Pachtzins überließ. Dieses System bietet einen doppelten Vortheil: zunächst erleichtert diese fortlaufende Postenkette die Verbindung der Mission, sodann bleiben die Neubefehrten ganz unter der Hand der Missionäre und unabhängig von heidnischer Beeinflussung.

Der erste Versuch, den ich in dieser Richtung machte, brachte

mir 10 Familien zu, die zusammen eine Sippe von 50 Personen bildeten. Diese Ziffer nahm in den folgenden Jahren stätig zu: 1889 zählte ich 50 Katechumenen, 1890: 98, 1891: 168, 1892: 201, 1893: 252, 1894: 350, 1895: 505, 1896: 650. Zu diesen Zahlen, die sich bloß auf P'ing-ti-Obo von Ho-t'u-wa beziehen, kommen noch folgende Ziffern: für Tuen-fang-dze, 15 km von der Hauptstation entfernt, 1893: 0, 1894: 15, 1895: 35, 1896: 50; für Ho-tung 1894: 0, 1895: 20, 1896: 40.

Die Häuser in unsern Christendörfern sind in einer bestimmten Ordnung zu einer festen Gruppe geordnet, so daß sie schon aus der Ferne als christliche Ortschaften kenntlich sind. Dies erleichtert die Ueberwachung und den regelmäßigen Besuch des Unterrichtes und Gottesdienstes.

Die Häuser werden von der Mission selbst gebaut. Da Holz in diesem Lande selten, so wird es bloß für Thüren und Fenster



Im Hafen von Montreal. (S. 27.)

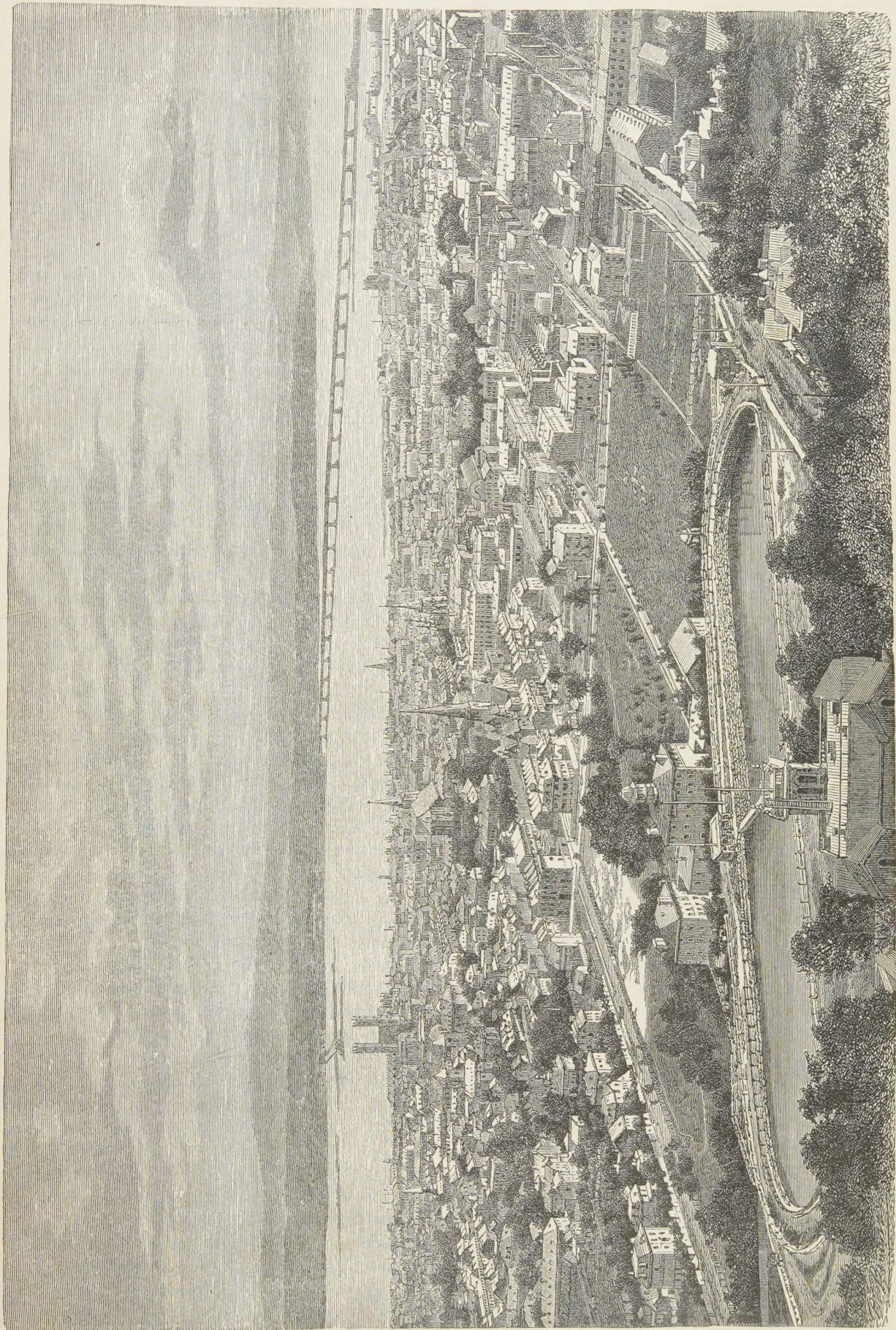
verwendet, während der eigentliche Bau eine Art künstlicher Grotte ist, die in folgender Weise aufgeführt wird. Ueber das Mauerwerk aus an der Sonne getrockneten und mit Lehm verbundenen Ziegeln wird aus demselben Material ein Gewölbe geschlagen. Sobald der Lehm trocken ist, bildet das Ganze eine feste Schale, und die Wohnung ist nicht bloß solid, sondern im Sommer hübsch kühl, im Winter warm. Die mit Lehm überworfenen Innenwände erhalten einen Kalkanstrich und gewinnen so ein freundliches Aussehen. Diese Bauart schützt zudem am besten vor einer schrecklichen Landesplage: dem Ungeziefer unzähliger Sorten.

Beim ersten Versuche dieser Art mußten wir hartes Lehrgeld zahlen. Kaum standen die ersten zehn Häuschen seit zwei Tagen fertig und hatten die Bauleute ihr Geld eingesteckt, da fiel ein starker Regen, der fünf Tage lang ununterbrochen anhielt, den noch nicht getrockneten Lehm auflöste und das Ganze in einen wüsten Schlammhaufen verwandelte.

Der Missionär darf sich nicht begnügen, diejenigen aufzunehmen, die sich von selbst melden; denn der Meister hat befohlen: Ite et docete (Gehet und lehret); und es ist die heiligste Pflicht des Jüngers, diesem Befehle Folge zu leisten. Dies bringt uns auf die zweite Art der Missionierung.

Bei der Hungerstoth von 1892—1893 (vgl. Jahrg. 1893, S. 153. 263) haben wir zahllosen Nothleidenden, gleichviel ob Heiden oder Christen, bis zur Erschöpfung all unserer Mittel Hilfe gebracht. Diese Liebe blieb nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Die früher so feindseligen Heiden der Nachbarschaft zeigten sich jetzt viel freundlicher gesinnt. Wir hielten den Augenblick für günstig, um den Leuten nun auch das viel kostbarere Almosen für ihre unsterblichen Seelen zu bringen.

Wir begannen mit der noch ganz heidnischen Dorfschaft Tuen-fang-dze, deren Pagode heute einem hübschen Kirchlein Platz gemacht hat. Dort angekommen, suchten wir die Einwohner durch Läuten mit einer Schelle, wie wir sie brauchen, um die Christen zum Gebet zu rufen, zusammenzubringen. Man ließ uns läuten, soviel wir wollten; kein einziger Zuhörer erschien. Am zweiten Tage wiederholten wir das Geläute. Da erschien im Hofe unseres Absteigequartiers ein griesgrämiger Alter und knurrte über den Lärm, den wir vollführten. Am dritten Tage ließen wir unsern Diener mit der Schelle durchs ganze Dorf die Runde



Ansicht von Montreal mit der Victoriabrücke im Hintergrund. (S. 29.)

machen. Derselbe rührte dieselbe aus Leibeskräften und machte bekannt, die europäischen Priester hätten etwas sehr Wichtiges mitzutheilen.

Nun stellten sich zehn Neugierige ein. Am folgenden Tage waren es 20 und am zehnten Tage 100. Wir ließen dann einen Katechisten im Orte zurück, um das angefangene Werk fortzuführen. Heute sind die Bewohner zum größern Theil eifrige Christen. In Ho-tung wandten wir dieselbe Methode mit gleichem Erfolge an. Der böse Feind ließ uns bald merken, wie wenig solche Erfolge ihm zusagten. Gewöhnlich findet die Taufe der Neubekehrten am Vorabend von Ostern statt, am Schluß der gemeinsam im Katechumenate abgehaltenen geistlichen Uebungen. Während dieser letzten, unmittelbaren Vorbereitung ereigneten sich wiederholt mit mehreren Katechumenen Dinge, die wohl nur aus einer Art Beseßtheit erklärt werden können. Einige derselben, die bis dahin vollständig ruhig und friedsam gewesen, begannen

plötzlich ohne Veranlassung wüthend gegeneinander loszufahren und gegenseitig die schrecklichsten Drohungen auszustößen. „Wenn du nicht aufhörst, mich zu quälen,“ schrie einer, „so zerschmettere ich dir den Schädel mit dem Hammer.“ „Komm nur,“ entgegnete der andere, „ich werde dich erwürgen.“ Nach Empfang des heiligen Sacramentes erinnerten sich die Betreffenden gar nicht mehr an diesen Vorgang, woraus man wohl schließen muß, daß der Teufel es war, der aus ihnen gesprochen. Ähnliche Thatsachen könnte ich viele erzählen. Diese in Heidenländern noch so häufigen Kundgebungen der Hölle tragen nur dazu bei, den Glauben der Neubekehrten zu stärken.“

Am Schluß seines Berichtes erwähnt P. Heizman noch, daß er in der Ebene von Ho-t'u-wa den Bau einer großen dreischiffigen, im europäischen Stile gehaltenen Kirche leite, die zwar heute noch zu geräumig sei, die er aber bei der täglich zunehmenden Zahl der Christen über kurz oder lang zu füllen hoffe.

Die Mission von Alaska.

(Fortsetzung.)

2. Die ersten Gründungsversuche.

Nach herzlicher Begrüßung hielten die Missionäre Berathung und vertheilten unter sich vorläufig das unermessliche und noch ganz unbekannte Arbeitsfeld. P. Robaut sollte mit Br. Giordano seine Arbeiten in Anvik, am Unterlauf des Yukon, wo er den Winter zugebracht, wieder aufnehmen, die PP. Tosi und Nagarar wollten sich in das mittlere und obere Stromgebiet theilen und die zwei wichtigen Handelsposten Nuklafajet und Nulato besetzen.

Die Station Nuklafajet. P. Nagarar blieb also in Nuklafajet, unweit der Einmündung des Tanana River in den Yukon. Da die Jahreszeit schon zu weit vorgeschritten war, um eine neue Wohnung zu bauen, wurde für 25 Fr. monatlich ein leerstehendes Blockhaus von 5 m Länge, 2,50 m Breite und 1,80 m Höhe gemiethet und nothdürftig eingerichtet. Einige Kisten dienten als Tisch und Stuhl. Ein Bett gab es nicht. Ein paar Felle, die während der Nacht auf dem Boden ausgebreitet wurden und tagsüber zusammengerollt als Sitz dienten, versahen die Stelle. Dann wurden noch einige nothwendige Geräthschaften nach Landessitte angeschafft, und die Residenz war eingerichtet. Was noch fehlte, ersetzte die Liebe zu Gott und die Opferwilligkeit der Missionäre. Nachdem sich P. Tosi von der freundlichen Gesinnung der hier wohnenden Indianer und ihrer Bereitwilligkeit, dem neuen Schwarzrock zu helfen, überzeugt, überließ er den Mitbruder dem Schutze Gottes und Mariens und zog mit P. Robaut und Br. Giordano flussabwärts nach Nulato. Ohne Zögern gab sich P. Nagarar an die Arbeit. Vor allem galt es, die sehr schwierige Sprache der zu den Alabaskestämmen gehörigen Wilden zu erlernen. Die beste Art war, sich zum Schüler der Kinder zu machen. Er suchte durch kleine Geschenke, wie ein Stück Glas, hübsche Glasperlen aus Venedig, eine Nadel u. dgl., die junge Welt an sich zu ziehen, was ihm bei seiner liebevollen Art leicht gelang. Am meisten wirkten Wunder die Zündhölzchen. „Dieselben“, so erzählt P. Tosi, dem wir in diesem Berichte zumeist folgen, „setzen namentlich unsere guten Eskimos in das größte Erstaunen; denn sie haben noch nie ein solches Wunderding gesehen, mit dem man so rasch Feuer machen kann. Wir sind daher auf unsern Reisen beständig mit dieser und ähnlicher Ware ver-

sehen, und es ist leicht, mit wenigen Zündhölzchen sich den nöthigen Bedarf an Fischen und selbst Wildpret zu verschaffen.“ Da P. Nagarar ein guter Musiker war und sehr bald die auffallende Anlage und Liebe der Wilden für Gesang und Musik herausfand, so gab er sich gleich eifrig daran, seine kleinen Freunde, die in der Hütte des Missionärs bald heimisch wurden, eine Reihe lateinischer Hymnen und Gesänge zu lehren und ihnen die Melodie der gregorianischen Engelsmesse und der sogen. Königsmesse von Dumont, die in Frankreich allgemein bekannt ist, sowie endlich die Choral-Responsorien beim Hochamt beizubringen. Die Kleinen faßten merkwürdig rasch auf, und bald hallten diese heiligen Kirchengesänge zum erstenmal an den Ufern des Yukon wieder. Die Eltern waren erstaunt und entzückt und ließen sich stundenlang die Melodien wiederholen. Mehr noch, sie begleiteten nun auch selbst ihre Kinder in die Hütte des Missionärs und gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Melodien aufzufangen und womöglich auch die Worte der fremden Sprache zu erhaschen und deren Bedeutung zu erfahren.

Am Weihnachtsfest hielt P. Nagarar zum erstenmal ein feierliches Hochamt, wobei eine schöne Anzahl der kleinen Zöglinge seiner indianischen Choralschule assistirte.

„Diese Methode des Gregorianischen Chorals,“ sagt P. Tosi, „die von Kindern und Erwachsenen in kurzer Zeit erlernt wurde, haben wir jetzt (1892) in allen unsern Stationen eingeführt und können so jeden Sonntag feierliches Hochamt und den sonstigen liturgischen Gottesdienst halten, wobei unsere Eskimos den Gesang mit solcher Andacht und Anmuth aufführen, daß sie sicher manche Gemeinde jenseits der Meere weit hinter sich zurücklassen. Um den Gesang zu begleiten und zu heben, haben wir Harmoniums angeschafft. Es sind bis jetzt zwei in der Mission, die von P. Nagarar und den Schwestern sehr schön gespielt werden. Hoffentlich wird sich ein Wohlthäter finden, der auch die übrigen Stationen, die noch keines haben, damit beglückt.“

„Während des Winters und Frühlings“, so schreibt P. Nagarar aus dieser Zeit, „lebte ich wie ein alter Junggeselle, d. h. besorgte die Küche und den ganzen Haushalt selber. Holz schlagen, Holz spalten und dann vom Walde nach Hause zu schaffen, ist ein hübscher Zeitvertreib im alaskischen Winter, meinen Sie nicht?“ . . .

Nachdem er die ersten Schwierigkeiten der Sprache überwunden, hielt er täglich Unterricht. Indianer und Indianerinnen zwischen 8 und 50 Jahren und darüber bildeten die Klasse. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Knaben geschenkt, denen der Vater etwas Englisch beibrachte, weil er so am besten die entsprechenden indianischen Worte und Wendungen erfuhr. Jeden Sonntag war feierliches Hochamt. 20—30 Indianer bildeten die kleine Gemeinde. Mit den Werken der geistlichen Barmherzigkeit verband P. Nagaru die der leiblichen, besuchte und pflegte die Kranken, von denen er manche glücklich heilte. In kurzer Zeit hatte er die Bevölkerung so gewonnen, daß alle ihn wie einen Vater liebten und ehrten. Daß dieser seiner Autorität gelang es ihm, eine große Unthat zu verhüten. Einer der in Nulakajet ansässigen Pelzhändler Namens Frederikson hatte die Wilden durch sein raues Benehmen aufgebracht. Die Rothhäute schwuren Rache und beschloßen, das Magazin und Pelzlager des Händlers zu überfallen und auszulündern. In der That rotteten sich über 100 Mann zusammen und gaben sich daran, das Thor mittels schwerer Balken zu erbrechen. Da erschien der Vater, stellte sich an das Thor und forderte die zornigen Wilden theils durch Worte, theils durch Zeichen auf, von ihrem frevelhaften Beginnen abzustehen. Sofort legten sie die Balken nieder und kehrten nach Hause zurück. Das ruhige, feste Auftreten des geliebten Schwarzrocks hatte ihren Zorn vollständig entwandnet.

Als der Winter vorüber war, hielt P. Nagaru es für besser, die Missionsstation nach Tosikafa, sechs Meilen mehr nach dem Tanana River hin, zu verlegen, theils weil er von dort aus leichter Ausflüge in die umliegenden Gebiete machen konnte, theils um seine Neophyten dem schädlichen Einfluß der weißen Pelzhändler und Minenarbeiter zu entziehen. Er kaufte also eine Wohnung in der Absicht, an der Stelle eine christliche Ortschaft zu gründen, sobald er Hilfe erhielt. Wir werden noch sehen, wie die Nähe weißer Männer diesen Plan leider vereitelte.

Nulato. Inzwischen hatte P. Tosi in Nulato, wo Migr. Seghers bei seiner ersten Fahrt bereits einen Winter zugebracht, die Verhältnisse ziemlich ungünstig gefunden. Der böse Einfluß des nahen überberückichtigten Kujukutstammes wirkte auf die sonst gutgesinnten Wilden ungünstig ein. Man mußte anfangs mit großer Klugheit und Zurückhaltung vorgehen. Zuerst galt es, die Sprache besser zu lernen. P. Tosi gründete zu dem Zwecke eine englische Schule. Er begann mit zwei Schülern; nach zwei Monaten war die Zahl schon auf zwölf gestiegen, „lauter gute Jungen, aber ächte kleine Wildlinge“. Rasch hatte der kleine, muntere italienische Missionär sich die jungen Herzen erobert, und bereits nach drei bis vier Monaten waren die Knaben so weit, daß der größere Theil englisch lesen und wenigstens das Nothwendigste auch sprechen konnte. In diesem Verkehr lernte der Missionär immer besser auch ihre eigene Sprache, und begann nun einen Theil des Katechismus in den Nulato-Dialekt zu übertragen, die grammatikalischen Regeln zusammenzustellen und ein Wörterbuch anzulegen. „Der Sprachforscher“, meint P. Tosi, „wird darin, denke ich, ziemlich viele und seltsame Knacknisse finden, so z. B. die sonderbare Art, wie die Wilden durch verschiedene Ablautung desselben Wortes den Begriff der verschiedenen Größenverhältnisse ausdrücken. So sprechen z. B. die Kinder alles in Diminutivform aus, die demselben Worte einen ganz neuen Charakter verleiht. Sie sagen: wir essen das Bröddchen, trinken das Wässerchen, sprechen die kleine Sprache, bewohnen das Häuschen, leben im kleinen Alaska u. s. w.“

Während des Winters nahm P. Tosi davon Abstand, den Gottesdienst öffentlich zu feiern, theils weil die Wohnung zu klein war, um als Kapelle zu dienen, theils weil er erst die Knaben sich als Gehilfen, sei es für die Predigt, sei es für den Kirchengesang und den Altdienst, heranziehen wollte. Erst als alles zur würdigen Feier vorbereitet war, hielt er auf Ostern das erste Hochamt. Das improvisirte Kirchlein konnte die Wilden nicht fassen, die theils aus Neugier, theils auf Einladung ihrer Kinder sich einstellten. Von da ab las der Missionär täglich öffentlich die heilige Messe und versammelte die Leute morgens und abends zur Predigt und Christenlehre. Zwar beherrschte er die Sprache noch nicht völlig, aber er hatte die Knaben dicht an seiner Seite als Dolmetscher, die ihm jedes fehlende Wort einsagten oder auch selbst mit dem Unterricht fortfuhren, wobei sie großen Ernst zeigten, als ob sie sich der Wichtigkeit und Würde ihres Amtes vollkommen bewußt wären. Um die Leute zusammenzurufen, gingen die Knaben durch das Dorf und schlugen mit dem Hammer auf eine Eisenstange, drangen auch wohl in die Hütten selber ein, um die Säumigsten aus ihrer Trägheit aufzuwecken. „So leisteten uns“, schreibt P. Tosi, „diese kleinen Apostel hier und anderswo von Anfang an die wichtigsten Dienste.“

Der große Einfluß, den P. Tosi in Nulato erlangte, zeigte sich bei mehr als einer Gelegenheit. Ein alter Zauberdoctor der Kujukut-Indianer, der großen Einfluß bei seinen Landsleuten besaß, hatte sich in den Kopf gesetzt, der Pelzhändler in Nulato sei sein Todfeind, weil derselbe sich nicht zu den Bedingungen des Handelsvertrags verstehen wollte, wie er sie wünschte. Es wurde also auch hier ein Ueberfall auf Haus und Magazin des Händlers geplant. Allein die Anwesenheit P. Tosis erschien dem Zauberer ein Hinderniß zur Ausführung. Der schlaue Fuchs kam also eines schönen Tages in Begleitung seines Sohnes und zweier Stammesgenossen zur Mission, spielte hier den guten Freund und bat den Missionär dringend, auf einige Tage in ihre Dörfer zu kommen, wo die Leute sehr geneigt wären, dem Unterricht zu lauschen und sich kaufen zu lassen. Er bot dem Vater als Begleiter seinen eigenen Sohn an und stellte ihm seinen Schlitten und seine Hunde ohne eine Vergütung zur Verfügung. P. Tosi ahnte nichts und war auf dem Punkte, den Vorschlag anzunehmen, als einige Männer aus Nulato zu ihm kamen, ihm von den Schlichen des Zauberers Kunde gaben und baten, er möge das Dorf doch ja nicht verlassen. P. Tosi blieb, und der alte Fuchs zog unverrichteter Sache ab.

Während des Winters fand in Nulato jährlich zu Ehren der im letzten Jahre verstorbenen Stammesgenossen ein großes Fest statt, an welchem die Eskimo und Mischstämme der ganzen Nachbarschaft theilnahmen, so daß bisweilen an die 2000 Indianer unter Führung ihrer Zauberer zusammenströmten. Bei dieser Gelegenheit war der Missionär Zeuge des lächerlichen und traurigen Aberglaubens, in dem dies arme Volk noch befangen war.

Vor dem Dorfe wurde ein großer Platz geebnet, vom Schnee gesäubert und eine Palissadenwand von ca. 6 m im Quadrat und 5 m Höhe errichtet. Innerhalb dieser Umzäunung wurden nun auf Pfählen alle möglichen Dinge: Pelze, Decken, Bogen, Schlitten, Schneeschuhe, Kleider, Körbe, Näpfe u. ä., als Festgeschenke aufgehängt. Alles zusammen stellte nach der Versicherung des Händlers einen Werth von ca. 6000 Mark dar. In der Mitte ragte der nuchil, d. h. der heilige Pfahl, empor, um welchen während der sechs Tage die Festfeier sich concentrirte. Die einen

tanzen, die andern trugen Klagelieder vor, andere erzählten als Rhapsoden die alte Geschichte des Landes oder sangen das Lob der jüngst verstorbenen Stammesbrüder. Dies dauerte gewöhnlich zwei bis drei Stunden hintereinander. Nachher wurde an die Anwesenden eine große Menge Fische, Fleisch, wilde Früchte und eine reichliche Quantität von Walfischthran und Thierfett vertheilt. Täglich wurde auch dem Missionär eine Portion gebracht.

Am letzten Tag gaben die Verwandten der im Laufe des Jahres Verstorbenen das Fest, und nun sollten am Schluß auch die an den Pfählen aufgehängten Gaben, Felle, Häute, Matten, Kleider, Körbe, Holznapfe, zur Vertheilung kommen. Derselben aber sollte die barbarische Ceremonie der Wittwenklage vorausgehen. Sie

besteht darin, daß die betreffenden Frauen vor allen Anwesenden sich grausam zerkeßeln und zum Zeichen ihrer Trauer um den verstorbenen Gemahl ganze Stücke Fleisch sich herunterreißen. Als P. Tosi davon erfuhr, beschloß er sofort einzuschreiten und diesen Unfug um jeden Preis zu verhindern. „In dem Jahre“, so erzählt er, „sollten nämlich auch zwei junge Wittwen von Nulato sich dieser Ceremonie unterziehen. Dieselben waren öfters zur Christenlehre gekommen und zeigten sich zur Annahme des christlichen Glaubens sehr geneigt. Als sie mir beim Herannahen des Festes mittheilten, was ihrer bei dieser Gelegenheit warte, antwortete ich entschieden, sie dürften sich nicht um alles Gold in der Welt dazu zwingen lassen. Das nütze den Seelen der Abgeschiedenen



Eine Gruppe von Tscherkessen, die mit den Kurden an den Christenmorden sich betheiligten. (Nach einer Photographie. — S. 39.)

gar nichts, und es sei dies keineswegs nothwendig, um ihre Liebe zu ihrem verstorbenen Manne zu beweisen. Die beiden Frauen hielten diese Unterredung vorderhand geheim, gaben mir aber genau Tag und Stunde an, wo die Ceremonie stattfinden sollte. Als die Zeit kam, begab ich mich auf den Platz und stellte mich vorn unter die Menge. Im Augenblick, da die Wittwen zu der barbarischen Sitte heraufgerufen wurden, suchten mich die beiden Frauen mit ihren Blicken, und da sie mich sahen und meines Schutzes sicher waren, erklärten sie laut und öffentlich, die Schamhaftigkeit verbiete ihnen, sich vor fremden Augen zu keßeln, sie brächten statt dessen ihre Thränen dar; dieselben genügten, um ihre Liebe zu ihren verstorbenen Männern zu beweisen. Die Zauberer waren über diese unerwartete Erklärung sehr ungehalten; sie wagten aber nicht, in meiner Gegenwart Gewalt zu gebrauchen, und ließen

die Sache auf sich beruhen. Damit war die Unsitte nicht bloß in Nulato, sondern in allen andern Orten der Nachbarschaft ein- für allemal abgethan.

P. Tosi theilt an dieser Stelle einige recht interessante Einzelheiten über die alaskischen Zauberer mit. Daß es sich bei ihren Beschwörungen zuweilen um eine wirkliche Dazwischenkunft des Teufels handle, könne kaum bezweifelt werden. Im allgemeinen jedoch läuft das Ganze auf einen schlaun Betrug und die Ausbeutung der einfältigen Menge hinaus. Sobald die Zauberer merken, daß man ihnen auf die Finger sieht, verlieren sie rasch ihr Selbstgefühl. „In einer Nacht“, so erzählt P. Tosi, „kamen gleichzeitig etwa zehn Zauberer in meine Hütte, um mich, wie sie sagten, durch ihre Medicinen krank zu machen. Ich lächelte ruhig zu ihren Beschwörungen und blieb natürlich heil und gesund. Seht

erklärten sie, der Teufel habe keine Gewalt über Ausländer. Vor einigen Tagen rief ich sie selber zu mir herein und forderte sie auf, eine Wunde zu heilen, die ein armer Mann an seinem Arme hatte. Sie gaben ausweichend zur Antwort, der Geist habe sie jetzt verlassen, weil er über meinen Aufenthalt im Lande böse sei.

„Das Amt des Medicinmannes geht vom Vater auf den Sohn über. Wollen Außenstehende in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht werden, so müssen sie ein bedeutendes Lehrgeld an Fellen zc. bezahlen. Die Kunst umfaßt Wahrsagerei, Entdecken von in der Erde verborgenen Dingen, Fernsehen, Krankenheilungen u. dgl. Nach ihnen ist jedes Uebel das Werk eines bösen Geistes, den man nur überwältigen kann mit Hilfe eines stärkern Geistes. Folgerichtig geht das ganze Streben des Zauberdoctores darauf aus,

diesen stärkern Geist dahin zu bringen, das Unheil, das sein schwächerer Vetter angestellt hat, wieder gut zu machen. Dazu ist allerlei vonnöthen, und so lassen die Zauberer sich vor allem gut bezahlen. Am liebsten operiren sie mit Todeswarnungen. Sie jagen damit den einfältigen Leuten einen solchen Schrecken ein, daß sie, völlig von ihrem bald eintretenden Todesstündchen überzeugt, abmagern, nicht mehr essen, und statt zu arbeiten, ihr unvermeidliches Los bejammern.

„Eines Tages kam ein Jüngling zu mir, ganz abgemagert und mit trauriger Miene. Er müsse nach zwei Monaten sterben, habe ihm der Zauberer von Nulato vorausgesagt. Er habe zwar die Beschwörung vornehmen lassen wollen; da er aber bloß zwei Felle als Belohnung anbieten könne, habe der Zauberer nicht



Kafferkhirten und -krieger. (S. 48.)

gewollt und gesagt, es würde ihm in diesem Falle unendliche Mühe machen, den bösen Kobold dem Patienten aus dem Rücken herauszuholen, da es einer der schlimmsten sei, die sich in Alaska herumtrieben. Ich sah gleich, daß der arme Mensch vor lauter Furcht wirklich sterben würde. Ich sprach ihm also Muth ein und forderte ihn auf, sich ganz mir anzuvertrauen und meiner Kur zu folgen, was er auch zusagte. Meine Kur bestand einfach darin, daß ich meinem Patienten 30 Fischrogenpillen gab mit folgender Gebrauchsanweisung. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang solle er eine Pille nehmen, aber nicht mehr; dann sofort auf die Jagd und den Fischfang gehen und tagsüber so viel Fische und Wildpret essen, als er nur vertragen könne, und sich auch noch einen Vorrath für die Nacht zurücklegen. Er müsse aber ohne Ruhe und Raft sich seiner Beschäftigung hingeben, bis die Pillen ver-

zehrt seien, dann möge er zu mir zurückkehren. Natürlich hatten die Pillen keinen andern Zweck, als den Patienten einen Monat lang seine Fausen vergessen und sich seines Lebens wieder freuen zu machen. Die Folge war, daß der junge Mann nach Ablauf der Kur ganz fett und mit gesunder Farbe und von seiner Todesfurcht geheilt zu mir zurückkehrte und mir aus Dankbarkeit ein schönes Stück Wildpret für mich und meine Knaben verehrte. Ich erklärte ihm nun die ganze Sache und forderte ihn und die übrigen Anwesenden auf, doch in Zukunft sich von ihren Zauberern nicht in so lächerlicher Weise beschwindeln zu lassen. Später redete ich bei gegebener Gelegenheit auch ein Wörtlein mit dem Doctor selber, dessen saubere Praxis seit der Zeit auch ziemlich kalt gelegt ist."

Im Frühling 1888 gab sich P. Tosi mit Hilfe seiner Knaben daran, ein Stück Land in der Nähe des Hauses umzugraben und

einen Garten anzulegen, in welchem er Rüben, Kappis, Salat und Kartoffeln pflanzte, was vor der Ankunft der Missionäre in diesen Strichen noch nie versucht worden war. „Ich sah bald,“ erzählt er, „daß die Saat gut aufging. Da ich aber abreisen mußte, um bei der Ankunft des Dampfers in St. Michael zu sein, gab ich den Knaben genaue Anweisung, die Pflänzchen zu pflegen, damit sie ja keinen Schaden nähmen, und vom Garten die wilden Thiere und Hunde fernzuhalten. Besonders aber legte ich ihnen ans Herz, die Pflanzen nicht anzurühren, da das Essen der nicht reifen Frucht ihnen Schaden würde. Dafür sollten sie nach meiner Rückkehr die Hälfte des Ertrags erhalten. Ich beschrieb ihnen dann, wie man diese ihnen ganz unbekannten Dinge esse, und machte ihnen mit einer Lobrede auf die Schmachhaftigkeit dieser Früchte den Mund wässrig. Sie blieben ihrem Versprechen treu, und nach meiner Rückkehr fand ich den Garten im besten Stand; Salat, Rüben u. waren zum allgemeinen Staunen ganz vortrefflich gewachsen.“

„Heute haben alle unsere Stationen ihre Gärten. Die Knaben müssen Gärtnerei und Landbau lernen und haben dazu ihre eigens von S. Francisco beschafften Geräthschaften und Werkzeuge. Dies bedeutet für die Mission einen großen materiellen Vortheil, für die armen Wilden aber ein kostbares, ihnen durch die katholischen

Missionäre vermitteltes Geschenk. Schon jetzt können wir die günstigen Wirkungen sehen. Unsere Knaben erhielten durch diese Pflanzenkost, die sie reichlich bekamen und sehr lieben, ein kräftiges, gesundes Aussehen und wurden innerhalb weniger Monate von den Krankheiten geheilt, die zumeist von Mangel an guter Nahrung herrühren und insbesondere von den Würmern, die Folge des starken Genußes von rohem Fleisch und Fischen.“

Die Station von Anvik und Heilig-Kreuz. Während dieser Zeit hatte P. Robaut mit Br. Giordano in Anvik, 680 km westlich von Nulakajet und 352 km von Nulato, seine frühern Arbeiten wieder aufgenommen. Eine schwere Krankheit, die ihn befiel, verurtheilte ihn aber fast zur völligen Unthätigkeit. Dazu kamen die Feindseligkeiten zweier anglikanischer Wanderprediger, die an demselben Orte schon vorher festen Fuß gefaßt hatten. So hielt es P. Robaut schließlich für besser, Anvik preiszugeben und die Station in die Nähe von Kosyrevskij (Kosarewskij, Kosorist, Kasarowski, Kosoriffskij) 60 Meilen weiter stromabwärts zu verlegen. Leider ging dadurch der wichtige Posten von Anvik verloren, führte aber zur Gründung der Station vom heiligen Kreuz, die sich bald zum Mittelpunkt der ganzen Mission entwickeln sollte. (Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Norwegen.

„Es wird“, so schreibt uns ein Missionär aus Christiania, „die Leser der ‚Katholischen Missionen‘ interessieren, etwas Näheres über den Stand des Katholicismus in Norwegen zu erfahren. Daß derselbe in der öffentlichen Meinung mehr und mehr an Boden gewinnt, möchte wohl unverkennbar aus folgendem hervorgehen.“

„Das Hauptorgan der conservativen Partei in Norwegen, ‚Morgenbladet‘, hat vor einigen Tagen seine Spalten einem längern Klageartikel eines protestantischen Predigers, G. L. Tangen, geöffnet. In demselben gibt dieser Herr seinen Gefühlen Ausdruck über den kürzlich vom König unterschriebenen Beschluß des diesjährigen Storthings, welcher den bis dahin aus dem Lande ausgeschlossenen Mönchsorden freien Zutritt gestattet und nur noch das Verbot gegen die Jesuiten aufrecht erhält. (Vgl. 1897, S. 171.)“

„In dem erwähnten Artikel heißt es nun diesbezüglich: ‚Nach dem Gang der Debatte und der Abstimmung zu urtheilen, wird es nur mehr eine Zeitfrage sein, wann Norwegens Thore weit und breit sich auch für die Jesuiten öffnen werden. Die norwegischen Katholiken haben darum allen Grund, zufrieden zu sein. Allerdings wurde diesmal ihr voller Wunsch noch nicht erfüllt, indem die Jesuiten keinen Zutritt ins Reich bekamen. Aber sie dürfen den Muth nicht verlieren. Es wird schon kommen.‘ Weiter heißt es: ‚Norwegen war einmal ein katholisches Land. Die Katholiken glauben, daß es wieder das werden wird. Sie streben nichts Geringeres an, als das ganze norwegische Volk wieder unter Roms Gewalt zu bringen. Sie legen es darauf an und wissen es darauf anzulegen, nach und nach uns Normannen zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, uns wieder katholisch zu machen.‘“

„Dann ärgert sich der gute Herr höchlich darüber, daß die Lutheraner durch solche unkluge Beschlüsse, wie der bezüglich der Zulassung der Mönche, uns Katholiken selber Wege und Mittel zurechtlegen, um ihre eigene evangelisch-lutherische Kirche zu unter-

miniren und niederzureißen, und schließt seinen langen Artikel wie folgt: ‚Würden wir mit offenen und klaren Augen sehen, so müßten wir uns sagen, daß wir heute weniger als im Jahre 1814 Mönchsorden und Jesuiten dulden können. Und es ist wohl geeignet, bei den gläubigen Lutheranern Norwegens peinliche Aufmerksamkeit zu wecken, daß, während unsere Väter die Ausschließung der Ordensleute decretirten zu einer Zeit, da gar nichts vom Katholicismus zu fürchten war, diese Ausschließung nun theilweise aufgehoben wird; zu einer Zeit, da die Katholiken festen Fuß in Norwegen gefaßt haben, da ihre Zahl vielfach verdoppelt ist, und da sie allmählich beginnen, Propaganda zu machen; zu einer Zeit, da von verschiedenen Seiten eine gewisse Sympathie für den Katholicismus unverkennbar ist und da gleichsam ein katholischer Zug die Luft bewegt. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß in der öffentlichen Meinung ein gewisser Umschlag zu Gunsten des Katholicismus stattgefunden hat. Und gerade das ist es, was mich und viele mit mir ängstlich und bang macht. Wollte Gott, daß wir uns irrten; aber ich fürchte, wir haben nur allzuviel Grund zu Bekümmerniß. Der letzte Beschluß des Storthings bezüglich der Mönche ist eben nicht geeignet, uns in dieser Hinsicht zu beruhigen.‘“

„Solch ein Zeugniß aus Feindesmund ist gewiß keine geringe Aufmunterung für uns Missionäre, mit allem Eifer Hand ans Werk zu legen zur allmählichen Wiedervereinigung Norwegens mit unserer heiligen katholischen Kirche. Es dürfte aber auch zugleich ein neuer Sporn sein für die lieben Leser der ‚Katholischen Missionen‘, recht viel für die Befehrung Norwegens zu beten und alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um ein so erwünschtes Ziel möglichst bald seiner Verwirklichung entgegenzuführen.“

Mesopotamien.

Missionsreise zweier Kapuziner auf dem Schauplatz der letzten Christenmorde. Durch die unsichere und jammervolle Lage der letzten Jahre war der Apostol. Präfect der

dortigen Kapuzinermission, R. P. Giannantonio von Mailand, an den regelmäßigen Besuchsreisen in dem ihm zugewiesenen Gebiet verhindert worden. Diesen Sommer nun holte er dies nach. Sein Begleiter, P. Ludwig von Erre O. Cap., gibt in einem Briefe vom 14. Juli 1897 aus Karput darüber ausführlichen Bericht. Zuerst ging die Fahrt nach Diarbekir. „Nach drei Tagen“, schreibt er, „erreichten wir diese Stadt, die einst so wohlhabend und blühend war, heute aber in Trauer und tiefes Elend gestürzt ist. Die Straßen wimmeln von armen Landleuten, die aus den umliegenden Dörfern herbeiströmen, um den Mißhandlungen der Moslemin und den Qualen des Hungers zu entgehen. P. Johann Baptist, der Obere des Hospizes, Bruder Vincenz und die französischen Schwestern von Vons-le-Sannier bereiteten uns die beste Aufnahme. Man sprach lange über die traurigen Ereignisse der letzten Zeiten, die Gefahr, in der man geschwebt, und vor allem über den augenfälligen Schutz der Vorsehung mitten in den Schreckenstagen.“

Während des Besuches des hochw. Apostol. Präfecten wurde die erste heilige Kindercommunion von 32 Mädchen und 2 Knaben gefeiert. Die meisten waren arme Waisen, deren Eltern und nächste Angehörige unter der blutigen Mordart der fanatischen Moslemin gefallen waren. Ohne die Missionäre und Schwestern wären die Kinder ganz verlassen, dem bittersten Elende preisgegeben.

„Vor allem ist es unsere Sorge, das Herz dieser Kinder zu bilden. Gleichermäße suchen wir ihnen aber auch alle jene nützlichen Kenntnisse beizubringen, die zu ihrem spätern Fortkommen ihnen dienlich sind. Außer der Landessprache, auf welche besondere Sorgfalt verwendet wird, ist in allen Schulen unserer Mission das Französische obligatorisch. In Diarbekir, Orsa, Mezere, Karput u. versiehen und sprechen die jungen Leute, die aus unsern Missionsschulen hervorgingen, das Französische geläufig. Dank dieser Kenntnisse findet die Mehrzahl einträgliche Stellen bei den verschiedenen Verwaltungsbehörden. Augenblicklich zählt die Knabenschule von Diarbekir 120 Zöglinge. Der hochw. P. Johann Baptist hat vier Lehrer unter sich, zwei ausschließlich für das Französische, die beiden andern für das Arabische, Türkische, Armenische und die Elementarfächer. Es ist wohl unnötig, hervorzuheben, daß der Religionsunterricht im Programm all unserer Schulen die erste Stelle einnimmt. Die Mädchenschule zählt 250 Kinder. Außer dem Unterricht im Französischen, Arabischen, Armenischen, welchen die Schwestern und einheimische Lehrerinnen erteilen, lernen die Mädchen stricken, nähen und andere weibliche Handarbeiten. Unser Hospiz von Diarbekir fährt fort, seine Pforten den Armen der Stadt und Umgebung zu öffnen. Dank der Unterstützung großherziger Wohlthäter, deren Liebe auch seit den Bluttthaten nicht nachgelassen hat, ist P. Johann Baptist in stand gesetzt, auch heute noch viel Elend zu lindern. Gern würde er noch mehr thun, und er empfindet es schmerzlich, daß er seiner Liebe Schranken setzen muß. In der Nähe der Stadt hatten wir ehemals einen kleinen Kern von Christen. Die wenigen, die dem Gemetzel entgingen, bitten den Pater dringend, ihre Kapelle aus den Ruinen wieder aufzubauen und wie früher die Seelsorge zu übernehmen. Da er aber allein ist, kann er diesen so berechtigten Wunsch der braven Leute leider nicht erfüllen. Bereits wiederholt hat er die katholischen Oberhirten der verschiedenen Kirchengemeinschaften darum angegangen, jener Ortschaft einen Geistlichen zu geben; bis jetzt blieb seine Vorstellung ohne Erfolg.“

Von Diarbekir ging der Marsch weiter nach Orsa. Der französische Consul gab den Patres zum Schutze seinen eigenen Janitschar und die Stadtbehörde einen Gendarmen mit. Ueberall

auf dem Wege traf man noch die Spuren der schrecklichen Verfolgung und vernahm schauerhafte Einzelheiten über die entsetzlichen durch Türken und Kurden verübten Greuel. In Cuaref waren die christlichen Bewohner einfachhin vor die Wahl gestellt worden: Abfall zum Islam oder Tod. Eine Anzahl ließ sich auch wirklich schrecken. Sie bereuen heute ihren Schritt und würden gerne wieder umkehren, allein sie fürchten die Moslemin, welche diese Renegaten argwöhnisch bewachen und im Fall ihrer Umkehr mit ihnen kurzen Proceß machen würden. Ohne Unfall gelangte man nach Orsa und traf hier die beiden PP. Apollinar und Basilus und die Schwestern der obengenannten Genossenschaft. Patres und Schwestern haben sich durch ihre hingebende Aufopferung in jenen harten Verfolgungstagen die Liebe und Hochachtung des Volkes in hohem Grade erworben. 200 schismatische Familien wurden dadurch zum Uebertritt veranlaßt, und fortwährend kommen neue Befehrungen vor. Leider sind beide Patres beinahe arbeitsunfähig. P. Apollinar leidet schwer unter den Folgen eines Mordanschlags, dessen Opfer er vor vier Jahren in Malatia gewesen, und P. Basilus hat seine 75 Jahre auf dem Rücken. So können sie sich leider der jungen Neubefehrten, die ganz am andern Ende der Stadt wohnen, nur wenig annehmen. Eine jüngere Kraft wäre hier dringend vonnöthen.

Um die Knaben und Mädchen vor den Mißhandlungen der Türken, durch deren Stadttheil sie der Weg zur Mission führte, sicherzustellen, haben die Patres in ihrem Quartier zwei neue Schulen errichtet, die sich sehr gut entwickeln und die Concurrenz der Schismatiker und Protestanten erfolgreich zu bekämpfen versprechen. Die der Knaben wird von zwei Lehrern, die der Mädchen von einer Schwester und drei einheimischen Lehrerinnen geleitet. Obgleich noch jung, zählt die Schule schon 200 Zöglinge. Außerdem besteht innerhalb des Hospizviertels noch die alte Schule für Syrer und Chaldäer mit etwa 75 Zöglingen, die französisch, arabisch und armenisch lernen. Die Besucher waren erstaunt über die Leichtigkeit und Correctheit, mit welcher die Kinder das Französische sprechen. Das kommt daher, daß die Kinder mehrere Jahre im Asyl der Schwestern zugebracht haben und hier jene deutliche, natürliche Aussprache sich aneigneten, die ein Ausländer sonst so schwer erlernt. Ein Theil des Schwesternhauses dient heute noch als Asyl, als Schule für die Mädchen des Quartiers und als Armenapotheke. Hier wie in Diarbekir arbeiten die Schwestern mit bewunderungswürdiger Hingabe an der Erziehung der Mädchen, um aus ihnen gute Christinnen und Hausfrauen zu machen. Die vorgelegten Proben von Stickereien und Häfelarbeiten zeigten eine Vollendung und Feinheit, die in Europa Bewunderung erregen würde.

Eine Nähsschule, die seit den traurigen Vorgängen von der Schwester Oberin eröffnet wurde, gibt mehr denn sechzig armenischen Wittwen Verdienst und Beschäftigung. Jeden Sonntag versammeln sich die Familienmütter bei den Schwestern. Dieselben unterrichten sie mit engelgleicher Geduld in den Wahrheiten des heiligen Glaubens und in den Pflichten wahrhaft christlicher Mütter. Dann folgt Rosenkranz und sacramentaler Segen, worauf die Frauen, neu gestärkt durch den Zuspruch des Missionärs und der Schwestern, in ihre Wohnungen zurückkehren. Wenn man das alles selbst gesehen, begreift man die unbegrenzte Liebe und Verehrung, welche diese armen Leute den Patres und Schwestern entgegenbringen.

Während des Besuches wurde das goldene Priesterjubiläum des P. Basilus gefeiert, eines ehrwürdigen Veteranen, der bereits

46 Jahre lang in dieser Mission thätig ist und das ganze Werk vor seinen Augen allmählich wachsen sah. Es war ergreifend, als die ganze Familie seiner Kinder in Christo vor ihm auf den Knien lag und er seine Hände segnend über ihnen erhob und flehte, daß Gott in ihnen den Glauben und die Liebe zur wahren Kirche Christi stärken und erhalten möge. Auch der hochw. Apostol. Delegat von Mesopotamien, Msgr. Altmayer O. Pr., nahm durch Uebersendung eines herzlichen Glückwunsches an den Jubilar theil an dem schönen Familienfeste. P. Ludwig, unser Berichtersteller, hielt die armenische Festrede, die mit athemloser Aufmerksamkeit angehört wurde. Er schreibt: „Es ist eine süße Genugthuung für dieses arme, hartbedrängte Volk, einen Fremden in den Klängen

seiner eigenen alten Landessprache zu ihm reden zu hören. Ich habe dieselbe Beobachtung auch in Karpuz gemacht. Die Kenntniß des Armenischen ist in Anatolien durchaus nothwendig, um das heilige Apostelamt mit Frucht auszuüben. Das Türkische ist unter den Christen in diesem Theile des türkischen Reiches nur in beschränktem Gebrauche. Von den Männern wird es wohl durchweg verstanden und gesprochen, von den Frauen aber sehr wenig und von den Kindern, besonders auf dem Lande, gar nicht.“

Nachdem man noch das Frohnleichnamsfest mit möglichster Pracht gefeiert hatte, um auch auf die zahlreich anwesenden Schismatiker einen guten Eindruck zu machen, ging es wieder weiter.



Matabelekrieger. (Nach einer Photographie. — S. 48.)

„Wir warfen noch einen letzten Blick auf die unglückliche Stadt, die der Fanatismus der Moslemin so hart geschlagen hatte, und unsere Lippen kispelten ein leises Gebet für alle, welche jene Schreckenstage überlebt. In diesem Augenblicke fiel ein letzter Sonnenstrahl auf die armenische Kirche, der wir gleich nach unserer Ankunft einen Besuch gemacht hatten. In diesem Gotteshause, dessen Flur und Mauern noch besudelt sind vom Blut der Opfer, wurden etwa 3000 Armenier lebendig verbrannt. Auf einem der Pfeiler, welche die Kuppel des Hauptaltars tragen, blieb ein Fresco, die seligste Jungfrau darstellend, von den Flammen verschont. Hoffen wir, daß der letzte brechende Blick der Opfer in ihrer schrecklichen Todesqual auf dieses Bild gefallen und daß sie durch die Fürsprache Mariä die Kraft geschöpft haben, als Martyrer zu sterben.“

Da der directe Weg nach Mardin durch die Wüste wegen der Jahreszeit nicht gangbar war — es ist schwer, um diese Zeit den nöthigen Wasserbedarf zu finden — und wegen des Raubgesindels als sehr unsicher geschildert wurde, mußten die Reisenden wieder zurück nach Diarbekir und gelangten von hier aus nach kurzer Rast nach Mardin.

„Mardin mit seinen anmuthigen Häuschen und wonnigen Gärten ist eine der schönsten Städte Mesopotamiens. Dank der Energie und dem Muth eines einzigen Mannes entgingen die christlichen Bewohner in der Schreckenzeit dem auch über ihren Häuptern schwebenden blutigen Verhängniß. Dieser Mann war Almed-Agha, Obmann des Stammes Nachawige, selbst ein Moslem, aber ein rechtschaffener, edelthunder Charakter. Es gelang seiner Entschlossenheit, die Kurden, die auch hier ihr Mordgeschäft beginnen

wollten, fernzuhalten, und er rettete die Stadt von der schrecklichen Gefahr. Frankreich ehrte auf Ansuchen des französischen Consuls und der Missionäre den wackern Agha durch feierliche Ueberfendung einer goldenen Medaille. Leider sind Türken von diesem Schlage selten im Orient.“ Seine edle That wäre ihm fast theuer zu stehen gekommen. Wüthend über die Vereitelung seiner Pläne, ließ Enis-Pascha, der damalige General-Statthalter in Diarbekir, der eigentliche Anstifter der Christenmorde in diesem Landestheile, den muthigen Agha zu sich bescheiden, um ihn zu strafen. Allein der ausgezeichnete französische Consul, Herr Mehrier, kam dem Schlag zuvor, und die dem Retter von Tausenden von Menschenleben zuge dachte Strafe der Absehung und Verbannung traf jetzt den blutdürstigen Statthalter selber.

„Unser Hospiz in Mardin“, berichtet P. Ludwig weiter, „war 20 Jahre lang der Wohnsitz des Apostol. Delegaten und des Apostol. Präfecten. Heute haben beide ihre Residenz nach Diarbekir verlegt, wo auch der französische Consul und der türkische Generalstatthalter der Provinz ihren Sitz haben und das schon deshalb vorzuziehen ist. Gleich nach unserer Ankunft in Mardin besichtigten wir unsere Schulen. Sie sind verhältnißmäßig zahlreicher besucht als die aller andern Stationen. Diejenige der Knaben zählt rund 300 Schüler, zumeist Armenier. Sonderbarerweise kennen alle ihre eigene Muttersprache nicht. Die Verfolgungen, welche dieses Volk unter dem Türkenjoch durchzumachen hatte, erklären jedoch diese Thatsache leicht genug. Früher wurden die



Ein südafrikanischer Nashenwagen. (S. 48.)

Christen, die man beim Sprechen einer andern Sprache als derjenigen ihrer Bedrücker ertappte, ins Gefängniß geworfen oder mit dem Tode bestraft. In dieser bejammernswerthen Zwangslage haben hier die Armenier ebenso wie die Chaldäer und Syrier die Sprache ihrer Väter völlig vergessen. Die Mädchenschule zählt über 400 Kinder. Die genannten Franziskanerschwestern von Vons-le-Saunier, die sie leiten, tragen vor allem Sorge, die Mädchen zu guten, braven Christinnen zu erziehen. Nebenbei müssen sie sich beeilen, ihnen einige Kenntnisse in der Geschichte, Geographie und Grammatik beizubringen; denn mit zwölf Jahren verlassen diese jungen Damen bereits die Schule, um unter das Ehejoch sich zu begeben — ein trauriger Gebrauch, gegen den man nicht genug sich aussprechen kann. Doch ob schon so jung schon in die Welt hinausgeworfen, vergessen die armen Kinder keines-

wegs die Schwestern, die sie einst kennen und lieben gelernt, und wenn Leid und Trübsal über sie kommen, dann suchen sie am Herzen jener gottgeweihten Seelen, was nur die christliche Liebe geben kann: Trost und Ergebung in den Willen Gottes.“

Auch hier hat die Mission mit den Gegenbemühungen der protestantischen Secten zu kämpfen. Doch entsprechen deren Erfolge keineswegs den mit vollen Händen gespendeten Geldmitteln.

„Unsere Kirche in Mardin ist sehr gut besucht. Die Gläubigen machen sich eine Pflicht daraus, wo möglich täglich der heiligen Messe beizuwohnen, bevor sie an ihr Tagewerk gehen. Die Zahl der heiligen Communionen geht jährlich in die Tausende. P. Daniel, der im Augenblick allein hier ist, erliegt fast der Last der Arbeit. Er bedarf dringend der Hilfe. Den größten Theil seiner Zeit ist er beschäftigt mit Beicht hören, Predigen und der

Leitung des Dritten Ordens, der vor einigen Jahren hier eingeführt wurde. Allsonntäglich nach dem sacramentalen Segen versammeln sich die Mitglieder in ihrer kleinen Kapelle und singen auf arabisch die Tagzeiten der seligsten Jungfrau. Am Portiunculafeste faßt die Kirche kaum die Menge der Gläubigen, die von allen Seiten herbeiströmen, um den Ablass zu gewinnen. Auch das Fest unseres heiligen Vaters Franciscus wird mit größter Feierlichkeit begangen. Im Garten des Hospizes befindet sich eine Grotte von Lourdes. Nicht selten sieht man hier auch muselmännische Frauen, die zu H. L. Frau kommen, um von ihr die Heilung eines kranken Kindes oder sonst theurer Angehörigen zu erlangen. Schon in mehr als einem Falle hat Maria dieses demüthige Vertrauen belohnt. Ist sie denn nicht die Mutter der ganzen Menschheit? Unter ihrem mütterlichen Schutze machten wir uns denn auch auf unsere Rückreise nach Karput, wo wir am 26. Juli glücklich anlangten."

Persien.

Stand der Lazaristenmission. Die Wiederbelebung der im 17. und 18. Jahrhundert hoffnungsvoll aufblühenden, aber durch die Christenverfolgung unter dem Wütherich Nadir Schah (seit 1740) fast vernichteten Mission in Persien (vgl. Jahrg. 1888, S. 234 ff.) begann in diesem Jahrhundert, namentlich seit Ankunft der Lazaristen 1840. Diese fanden im ganzen Lande bloß noch etwa 300–400 Katholiken verschiedener Riten und auch sie in großer religiöser Verwilderung. Nur unter beständigen Kämpfen gegen den Fanatismus der hier sehr zahlreichen schismatischen Chaldäer und Armenier und später gegen die Unduldsamkeit der amerikanisch-englischen Secten gelang es den Söhnen des hl. Vincenz, allmählich festen Fuß zu fassen. Ein wichtiger Schritt zur Besserung der Lage war die Einführung einer eigenen Apostolischen Delegatur für Persien durch Pius IX. im Jahre 1874. Dank der klugen und tüchtigen Leitung der beiden ersten Delegaten, Msgr. Gluzel (vgl. Lebensbild Jahrg. 1885, S. 26) und Msgr. Motéty, und der wohlwollenden Gesinnung des frühern Schahs, eines aufrichtigen Verehrers Leos XIII., hat die katholische Kirche in Persien sich heute einen recht ehrenvollen Platz erobert, wenn auch die Zahl der Katholiken noch verhältnißmäßig gering ist (etwa 10 000) und das Bekehrungswerk langsam vorangeht. Die Apostolische Delegatur umfaßt außer dem kleinen lateinischen Bisthum von Ispahān die gleichnamige katholisch-armenische Diocese sowie die beiden chaldäischen Erzbisthümer von Selmas und Sehānan. Der größte Theil der Katholiken, über 9000, gehört dem chaldäischen Ritus an, wozu noch etwa 150 lateinische Katholiken und mehrere hundert katholische Armenier kommen. Die Zahl der Chaldäer und Armenier ist in den letzten Jahren durch Flüchtlinge aus Türkisch-Armien und Mesopotamien nicht unerheblich vermehrt worden. Nach den Missiones Catholicae zählte die Apostol. Delegatur 1895 rund 100 Kirchen und Kapellen, 98 Schulen mit etwa 1600 Kindern. In vier Hauptstationen, Urmia, Rhosrowa, Teheran und Tauris (Täbris), wirkten 12 Lazaristen und 20 Barmherzige Schwestern, unterstützt durch eine Anzahl chaldäischer Priester und einige armenische Mechitaristen. Nähere Einzelheiten über die beiden Hauptstationen Rhosrowa und Urmia entnehmen wir dem in diesem Jahre erschienenen Werke: „Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien“ von Dr. P. Müller-Simonis (Mainz, Kirchheim, 1897).

Die Station Rhosrowa wurde 1844 gegründet. Hier befindet sich das Priesterseminar für die katholischen Chaldäer, das für die Mission von größter Wichtigkeit ist. Dasselbe zählt 20 Alumn.

Leider aber fehlt den jungen Leuten sehr oft die nöthige Ausdauer, und sie treten noch vor Vollendung des Curses entmuthigt wieder zurück. Seit Gründung der Mission konnten darum erst 20 einheimische Priester geweiht werden.

Neben dem Seminar besteht eine Knabenschule, die unter Aufsicht der Missionäre von einigen Seminaristen und einheimischen Lehrern geleitet wird. Die vier bis fünf Missionäre werden in den Seelsorgearbeiten durch drei chaldäische Priester unterstützt.

Sieben Barmherzige Schwestern leiten ein Waisenhaus, eine Kinderbewahranstalt und eine Schule und wirken mit ihrer gewohnten hingebenden Opferliebe.

Der wichtigste Punkt der Mission ist aber Urmia, an dem gleichnamigen großen See gelegen. Hier residiren der Apostol. Delegat und der chaldäische Erzbischof von Urmia, seit 1892 Msgr. Thomas Audo, letzterer besonders in äußerst ärmlichen Verhältnissen. 5 Lazaristen und 7 Barmherzige Schwestern theilen sich in die Missionsarbeiten. Das Knabencolleg zählt etwa 100 Schüler, von denen sich jedes Jahr 12 auf den Eintritt in das Seminar von Rhosrowa vorbereiten. Die Schwestern haben hier eine Armenapothek, eine Schule, eine Kleinkinderbewahranstalt und üben in der Stadt den Hauskrankenendienst. Außerdem unterhält die Mission hier etwa 50 Waisenkinder und bringt die Unterhaltungskosten für 45 Dorfschulen in der Ebene von Urmia auf. Für all diese Ausgaben stehen der Mission ausschließlich die jährlichen Beiträge der Missionsvereine und sonstige Almosen aus Europa zur Verfügung. Oesterreich besonders schickt jährlich eine nicht unbedeutende Summe an Messstipendien, die das fast einzige Einkommen des einheimischen Clerus, etwa 50 Priester, bilden. Dr. Müller lobt die Lazaristenmission als eine vortrefflich organisirte, die mit wenig Mitteln vieles leistet. Ueber die andern Stationen, Teheran und Tauris (Täbris), fehlen uns im Augenblick nähere Nachrichten. In Sināh (Persisch-Kurdistan) befindet sich mitten unter einer mohammedanischen Bevölkerung von etwa 30 000 Seelen eine kleine, aber sehr eifrige chaldäische Christengemeinde von etwa 350 Seelen, zum Theil aus wohlhabenden Kaufleuten bestehend. Unser Bild (S. 44) stellt eine der angesehensten dieser Familien dar, die durch religiösen Eifer und Anhänglichkeit an die Missionäre besonders sich auszeichnet. Ueber die augenblickliche Nothlage der persischen Mission wurde früher (Jahrg. 1897, S. 241) kurz berichtet.

China.

Apostol. Vicariat Nord-Schantung. Das Pensionat und Findelhaus der Franziskanerinnen in Tschefu. Der folgende Brief der Oberin, Mutter Maria Magdalena von Pazzis, an die Generaloberin läßt uns einen interessanten Blick thun in das Leben und Treiben eines Findelhauses in China. „Zuerst, liebe Mutter, muß ich Ihnen erzählen, wie wir den Monat des hl. Joseph begingen. Nicht nur wurde die Statue des guten Heiligen in der Kapelle mit schönen Blumen geschmückt, wir faßten auch den kühnen Gedanken, ihn mit einem neuen chinesischen Loblied zu ehren. Als Vorlage diente das in Frankreich so bekannte: ‚Wache, wache über deine Kinder.‘ Unsere chinesische Schwester Maria Sebastiana übernahm die Abfassung. Es war keine leichte Sache, aber sie that ihr Bestes, und so stimmte denn bald das ganze Haus allabendlich fröhlich ein und sang: ‚Kan-ku, kan-ku, ni di he tzen.‘ Das soll zwar nicht ganz feines Hochchinesisch sein, aber der gute heilige Nährvater wird doch seine Freude daran gehabt haben. Als wir mit unsern

Kleinen das neue Lied zum erstenmal einübten, hatten sie eine solche Freude, daß ihre geschlüßten Neuglein vor fröhlichem Lachen fast verschwanden.“

Die Schwester beschreibt dann ausführlich alle Schätze und Herrlichkeiten der kleinen Kapelle.

„Aber nun, liebe, ehrwürdige Mutter, wollen wir einen Rundgang durch unsere Anstalt machen. Wenn es Ihnen recht ist, beginnen wir mit unserm Pensionat. Da ist verschiedenes, was Sie interessieren dürfte. Sehen Sie dort die beiden Mädchen. Es sind die Kinder eines reichen Banquiers aus der Stadt (Tsches-fu ist eine wichtige Handelsstadt am Südeingang des Golfes von Petcheli). Freilich sind sie noch Heiden, aber gute, liebe Kinder. Sie sollten sie nur in der Kapelle sehen, wenn sie andächtig mit niedergeschlagenen Augen da knien und mit kindlichem Ernst und reuevollen Zügen an ihre jungen Herzen schlagen: mea culpa, mea culpa, und ihre Gebete murmeln. Es ist ein Bild zum Malen, das man nicht ansehen kann, ohne zu lächeln. Ihr Vater ist sehr zufrieden mit dem Fortschritt der Kinder und war schon mehrmals hier zur heiligen Messe. Die kleine Athung, sein Töchterlein, versichert, daß Papa katholisch werden wolle. Das wäre freilich ein großes Glück, da sein Beispiel viele andere nach sich ziehen würde. Möge der liebe Heiland unsere Gebete erhören und diese Seele seiner wahren Kirche schenken! Athung ist ein gutes, sanftes Kind. So oft ihr etwas Unangenehmes zustößt, sagt sie lächelnd: ‚Das ist für den kleinen Jesus.‘

„Ein anderes Kind, das uns viele Freude macht, ist Emma, unsere älteste Pensionärin. Sie zeigt einen solch ungewöhnlichen Eifer in Erlernung der Gebete und des Katechismus, daß ich mich oft frage, ob der liebe Gott mit diesem Kinde etwas Besonderes vorhabe. Sie stammt aus einer sehr guten noch heidnischen Familie, ist aber so bescheiden, eingezogen und opferwillig im Dienste des wahren Gottes, daß man glauben sollte, sie hätte stets im Lichte der katholischen Religion gelebt. Emma übt einen sehr wohlthätigen Einfluß auch auf die andern Kinder aus nicht bloß durch ihre Gespräche, sondern auch durch ihr musterhaftes Betragen.

„Und nun zu unserer ‚Krippe‘ (Findelhaus). Sie vermehrt sich immerfort mit kleinen Chineslein. Bisweilen bringen die Mütter ihre Kinder selbst, zuweilen gute Nachbarkente. Oft sind es unsere frühern Waisennädchen, welche die heidnischen Frauen, die ihrer Kinder ledig sein wollen, zu uns schicken. So brachte uns kürzlich Helena, eines unserer Mädchen, das wir letztes Jahr unter die Haube gebracht, ein kleines Mädchen von drei Jahren, das von seinen heidnischen Eltern war verstoßen worden. Mit Helena kam auch die Tante ihres Mannes. Dieselbe hatte noch nie Kunene (europäische Nonnen) zu Gesicht bekommen. Sie hätten ihr Erstaunen sehen sollen. Es war einfachhin zum Lachen. Mit neugierigen Augen musterte sie mich aufs genaueste vom Kopfschleier bis herab zu den Füßen. Auf diesen blieben ihre Blicke mit einer Art Entsetzen haften, was geradezu köstlich anzusehen war. Sie müssen nämlich wissen, daß ihre eigenen Füßchen nicht über 10 cm lang waren, während die meinigen — Gott, was soll ich sagen? — nun, — keine Operation erlitten hatten. Die Tante brachte zwei Findelkinder, eines 1 Jahr, das andere 1 Tag alt. Letzteres wurde gleich in Pflege gegeben.

„Diese Sitte, sich überflüssiger Kinder zu entledigen, ist hier in China sehr häufig. Fast täglich kommen Vater oder Mutter zu den Findelhäusern und geben ihre Kinder ab um einen Kohlkopf, einige Centimeter Stoff, und weniger. Die Chinesen kennen, wie oft gesagt wurde, im allgemeinen nicht die elterliche Liebe,

wie wir sie verstehen. Wenn das Töchterlein den Vater genirt, macht er sich nichts daraus, daselbe ins Meer zu werfen. Das wäre wohl auch das Los der erwähnten Kleinen gewesen.“

Die Schwester erzählt dann mehrere Beispiele solcher Aussetzungen. Doch machen viele chinesische Eltern eine rühmliche Ausnahme.

„Nun muß ich Ihnen einige unserer Findlinge vorstellen. Die kleine Maria Rosa kennen Sie bereits. Sie blüht frisch und fröhlich auf wie die Blume, deren Namen sie trägt. Es ist ein köstliches Dämchen, diese Rosa, voll von würdevollem Ernst und unerschütterlicher Ruhe. Bereits kann sie auf eigenen Füßen umhertrippeln. Das Schönste ist aber, zu sehen, wie in diesem kleinen Herzen der heilige Glaube zu keimen beginnt. Das Kind betete jeden Tag zum lieben Gott, er möge doch die Mutter, die eine hartnäckige Heidin war, bekehren. Und wirklich, das Gebet der Unschuld hat Wunder gewirkt; denn die Mutter ist jetzt eine unserer eifrigsten Christinnen geworden.

„Allein die Hauptperson unserer Krippe ist unstreitig Fräulein Lieschen. Wir nennen sie nur die ‚Schwarze‘ wegen ihrer dunkeln Augen und Haare. Das Kind weiß schon recht gut seine Patschhändchen zu falten und mit seinen kleinen Fäustchen weit ausholend das mea culpa zu klopfen. Aber eigensinnig kann sie sein. Ist sie nicht gelaunt, dann hilft alles Flehen und Schmeicheln nichts. Krampfhaft bleiben die kleinen Fäuste geschlossen, und die Stirne bewölkt und gerunzelt. Wenn aber Sonnenschein ist, gibt es kein lieberes Ding als diese Kleine. Fragt man sie: ‚Wo ist Jesus?‘ so zeigt sie gleich mit ihren Händchen nach der Kapellenthüre hin; denn sprechen kann sie noch nicht.

„Ueberhaupt sind alle diese kleinen Geschöpfe überaus interessant, und ich bin glücklich, wenn unsere ‚Krippe‘ immer recht voll ist. Einen köstlichen Anblick bieten die Kinder beim Essen. Ich gehe oft hin, bloß um mich an dieser Scene wieder zu erfrischen. Da sitzen die Kleinen in langer Reihe auf dem Ran. Die Größern halten ihr Schüsselchen selbst und wissen mit dem Löffel schon recht gut umzugehen. Die Jüngsten dagegen werden von einem unserer Alten ganz nach Art der jungen Vögel gefüttert. Der Reihe nach erhält jedes einen Löffel voll in das weit geöffnete Schnäbelchen. Allein die Zahl ist groß, und damit die kleinen Herren und Damen nicht ungeduldig werden, bis wieder die Reihe an sie kommt, so erhält jedes ein Stück pien-pien (Maisbrot) in die Hand, an welchem sie in der Zwischenzeit herumknuspern; und der müßte es sehr geschickt anfangen, der ihnen das Stück pien-pien abnähme. Denn sie halten es krampfhaft mit ihren Fingerchen umklammert, und jede Krume, die herabfällt, wird sofort aufs sorgsamste aufgelesen.“ Die Schwester erzählt dann eine Reihe einzelner Züge aus dieser kleinen Welt.

Ein Knirps von fünf Jahren, der neu aufgenommen worden, erhält eine hübsche Schüssel Reis, rührt sie aber nicht an. „Warum issest du nicht?“ — „Ach, ich denke, daß meine Mutter Hungers stirbt, während ich so gute Sachen habe. Wie könnte ich da essen?“ Ein braver Junge, nicht wahr?

Ein kleines Mädchen von protestantischen Eltern, aber noch nicht getauft, bittet inständig um die Taufe. Geduld, lautet die Antwort. Da gewahrt man, wie die Kleine allabendlich, bevor sie zu Bett geht, eine Flasche mit Wasser füllt und mit sich herumträgt. „Was thut sie damit?“ fragt man die andern Kinder. „Kunene, sie legt die Flasche in ihr Bett, damit, falls sie während der Nacht plötzlich krank wird, und du nicht mehr Zeit hast zu kommen, wir gleich Wasser zur Taufe bei der Hand haben.“

Große Freude erregte die wunderbar erfolgte Heilung eines kleinen, von Geburt an blödsinnigen und an einer Rückenmarkskrankheit leidenden Mädchens. Die Kleine war infolge dessen völlig unfähig zu gehen und mußte stets getragen oder gehalten werden. Da kommt das Herz-Jesu-Fest, an welchem das heiligste Sacrament ähnlich wie am Frohnleichnamstag in Procession durch das Haus getragen wird. Die kleine Kranke wurde von zwei Waisenmädchen an die Thüre der Kapelle getragen und dort gehalten. Im Augenblick, da der Heiland im heiligsten Sacramente

die Schwelle überschritt, flüsterte eines der Mädchen dem schwachsinnigen Kinde zu: „Jesus geht an dir vorüber“. Da zeigt die Kleine plötzlich, daß sie's verstanden, erhebt sich allein und schreitet voran zum Staunen aller, die der Scene zugehören. Die übernatürliche Einwirkung war hier so greifbar, daß eine alte Heidin, die sich bisher hartnäckig geweigert, nun selbst um die Taufe bat, um den Gott zu verehren, der so große Dinge thut. Sie starb einige Wochen später. Doch genug. Diese kurze Schilderung ist ein kleines Einzelbild aus dem Wirken unserer



Chalchäisch-unirte Familie von Sinah. (S. 42.)

guten Schwestern in ihren tausend und tausend Anstalten der Liebe jenseits der Meere.

„O wie wünschten wir,“ so ruft die Schwester aus, „daß wir dem Heiland alle die unglücklichen Heiden, die uns umgeben, gewinnen könnten!“

Apostol. Vicariat von Kiangnan. Eine Missionsreise in China. Einem uns mitgetheilten Schreiben des P. Goulven S. J. an den Superior der Mission von Kiangnan entnehmen wir nachstehende Schilderung, die unsern Lesern gewiß willkommen sein wird.

„Ich habe die mir von Ew. Gnaden anempfohlene Reise nach

dem obern Tai-hou“ — so lautet der Bericht — „glücklich zu Ende geführt und bin dort mit P. Mouton zusammengetroffen, um so die Verbindung zwischen den Missionären des Ung-chan und des Tai-hou herzustellen. Meine Abreise erlitt eine unliebsame Verspätung, da heftige Gewitterregen das Ueberschreiten des reisenden Cha-ho zur Unmöglichkeit gemacht hatten; infolge hiervon konnte ich erst am 23. April in aller Frühe aufbrechen und war genötigt, um mit P. Mouton rechtzeitig in Tchan-kia-ho zusammenzutreffen, größere Tagesreisen zu machen. Das uns vorgesteckte Ziel bestand einfach darin, den Sié-kia-ho, einen großen Nebenfluß des Cha-ho, seinem ganzen Laufe nach in nördlicher Richtung zu verfolgen.

„P. Frin hat diesen Weg vor 15 Jahren einmal gemacht, und ich hatte als Begleiter denselben Katechisten, der auch ihm als Führer gedient hat.

„Während des ersten Tages führte unser Weg durch eine Sandebene, das rechte Ufer des Cha-ho entlang, und erst abends, nach einem Marsch von 103 Li (60 km), erreichten wir das Gebirge. Den andern Morgen, bei strömendem Regen, setzten wir in einer Fähre über den Cha-ho. Von einer Brücke ist hier nirgends die Rede. Beim geringsten Gewitterregen schwellen alle

Flüsse und Bäche so sehr an, daß sie alles in ihrem Laufe mit sich fortreißen würden. Ist keine Fähre da, so muß der Fluß durchwatet werden, und ist das Wasser zu tief, so wartet man eben einfach, bis es gefallen ist. Von hier an befinden wir uns mit einem Schläge mitten in der großartigsten Gebirgslandschaft, die man sich nur denken kann. Von allen Seiten stürzen mit unbeschreiblichem Getöse Wildbäche über die Felsen herab, so daß man Mühe hat, seine eigenen Worte zu verstehen. Unser Weg ist weiter nichts als ein Saumpfad, der meistens in



Die Familie eines vornehmen Chinesen von Ning-Po. (S. 43.)

A Der Tao-tai; B seine Frau; C sein Sohn; D seine Tochter; E seine Schwiegertochter; F Enkel.

die Felsen gehauen ist und an schwindelnden Abgründen vorbeiführt.

„An einem dieser Felsabhänge erblicken wir eine von Menschenhand in das Gestein gehauene Höhle, die ganz angefüllt ist mit — Frauenschuhen. Unsere chinesischen Träger erklären uns, daß an diesem Orte eine Göttin verehrt werde, die es sich ganz besonders angelegen sein lasse, den ‚Damen‘ der Umgegend zu recht kleinen und zierlichen Füßchen zu verhelfen, was ja bekanntlich in China als einer der größten Vorzüge des weiblichen Geschlechtes gilt; die hier aufgehäuften Schuhe sind also nichts anderes als ‚Weihegeschenke‘ dankbarer Mütter, denen es gelungen ist, die Füße ihrer Töchter recht zu verunstalten!

„Bald darauf begegnen wir einer Bande von Jägern, die auf der Wildschweinjagd begriffen sind; sie führen die primitivsten Schießgewehre, die man sich denken kann, und müssen außerordentlich geschickt sein, um mit derartigen Waffen diesen grimmigen Thieren den Garaus machen zu können.

„Gegen Abend gelangen wir an eine Hütte und treten ein in der Absicht, um eine Tasse Thee zu bitten. Wir werden von einem alten Weibe willkommen geheißen, das gerade damit beschäftigt ist, den Fuß ihres Sohnes zu verbinden. ‚Eine gute Gelegenheit,‘ denke ich, ‚mein Talent als Arzt an den Mann zu bringen.‘ Ich trete näher, sehe aber, da der Verband bereits an-

gelegt ist, weiter nichts als einen unförmigen Haufen von Tüchern und inmitten desselben — zwei kleine Neuglein, die mich zu fixiren scheinen. Meine Neugierde war aufs höchste erregt; denn je auffamer ich hinsah, desto mehr schienen es mir die Augen irgend eines Thieres zu sein. „Nimm all das weg“, befahl ich der Frau, „und laß mich den Fuß einmal sehen! Ich bin ein Arzt aus dem Abendlande und habe Heilmittel für alle Wunden.“ Erst auf Zureden der herbeigeströmten Nachbarn konnte sich das Weib entschließen, den Verband abzunehmen, und ich überzeugte mich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Es waren in der That zwei Neuglein, die mich anblickten, nämlich die einer großen, abscheulichen Kröte, die an den Beinen mit vier Fäden von verschiedener Farbe festgehalten, mit dem Bauch auf die Fußsohle des Patienten gebunden war! Nach Entfernung dieses eigenthümlichen Pflasters zeigte sich ein Geschwür auf der Fußsohle, das nur geöffnet zu werden brauchte, um einer alsbaldigen Heilung entgegenzugehen. Das war eine prächtige Gelegenheit für mich, auf billige Weise in den Ruf eines geschickten Operators zu kommen, und in der That war, nachdem ich dem Patienten Erleichterung verschafft und den Fuß wieder künftgerecht verbunden hatte, die Bewunderung und die Dankbarkeit der guten Leute eine geradezu rührende. Die besorgte Mutter rief unter Freudenthränen, man möchte den feinsten Thee (si t'cha) bringen, und bat mich, zum Nachtessen zu bleiben. Natürlich ließen mein Katechist und ich die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen, den guten Samen des Evangeliums in diese dankbaren Herzen auszustreuen. Möge Gott sein Gedeihen hierzu geben!

„Nach diesem Zwischenfall setzten wir unsern Weg fort, konnten aber das uns gesteckte Ziel nicht mehr erreichen. Nach einem Marsch von 83 Li (etwa 8 Stunden) überraschte uns die Nacht inmitten von zerklüfteten Felsen und von Waldbächen, die wir jeden Augenblick zu überschreiten hatten. Ich war nicht ohne Sorge, wie es uns möglich sein würde, die Nacht in dieser uns gänzlich unbekannten Wildniß zuzubringen, als sich uns plötzlich, ganz wie in einem Märchen, ein Licht zeigte, das aus einer armseligen Hütte kam, wo man uns müden Wanderern willig ein Obdach für die Nacht gewährte.“ (Schluß folgt.)

Vorderindien.

Diocese Allahabad. Die Missionsstation Jeolikote. Ueber diese neugegründete Mission der PP. Kapuziner erstattet ihr Gründer P. Antonio da Bettineo an den Ordensgeneral folgenden Bericht. „Die Station ist eine Art Kolonie einheimischer Christen. Sie zählt im Augenblick (Ende Mai d. J.) 16 christliche Familien und zwei Katechumenen. Der Anfang des Jahres brachte einen erheblichen Zuwachs von Bekehrten. Infolge der Hungersnoth wurden 75 Waisenfinder der Mission übergeben. Sie würde gern noch mehr aufnehmen, wenn Platz und Mittel reichten. Doch wurde der Bau eines neuen Waisenhauses begonnen und ein Theil bereits unter Dach gebracht. Zur Pflege der lieben Kleinen, die der göttliche Kinderfreund mir zugeführt, und all der armen Opfer der Hungersnoth waren wir so glücklich, zwei deutsche Schwestern von der Genossenschaft Mariens zu erlangen, Schw. Maria Agatha und Schw. Thaddäa. Dieselben langten anfangs dieses Jahres in Jeolikote an. Beide sind vom besten Geiste befeelt und voll Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Schon seit 20 Jahren haben sie das feurige Verlangen genährt, sich ganz dem Dienste der Armen Christi zu weihen, und danken dem Himmel, daß sie jetzt am Ziel ihrer Wünsche sind. Die guten Schwestern haben denn auch bereits durch ihre

hingebende Opferwilligkeit und ihr erbauliches Beispiel die Bewunderung und Verehrung der Neubefehrten in hohem Grade gewonnen. Wie liebende Mütter sind sie zu jedem Opfer bereit und sparen sich selbst das Nothwendigste vom Munde ab, um es den armen Waisen und Nothleidenden zuzuwenden, von denen manche mit Haut umhüllten Skeletten gleichen und überdies mit schmerzhaften und ekelhaften Krankheiten behaftet sind. Wie glücklich sind sie, in den beiden Schwestern so treue gute Mütter gefunden zu haben.

„Was meine Neubefehrten angeht, so kann ich zu meinem Troste sagen, daß sie sich recht gut halten. Es war von Anfang an meine besondere Sorge, sie in der heiligen Religion recht gründlich zu befehligen, sie im Katechismus wohl zu unterrichten und sie das kostbare Gut des katholischen Glaubens recht schätzen zu lehren. Die Christen der Kolonie haben denn auch meinen Bemühungen dankbar entsprochen und machen mir durch den regelmäßigen Empfang der heiligen Sacramente, ihr gutes Betragen und die Eintracht, die unter ihnen herrscht, viele Freude. Die Arbeitsfrucht dieses Jahres waren 31 Tausen: 26 Heiden, 2 Protestanten und 3 Christenfinder, und 3 katholische Ehen.

„Neben dem Seelenheil liegt mir aber auch die Hebung der zeitlichen Wohlfahrt meiner Christen am Herzen, indem ich dahin arbeite, daß sie durch Landbau für sich und ihre Familien einen anständigen Lebensunterhalt gewinnen. Auch in dieser Hinsicht wurden, dank dem Himmel, meine Bemühungen gesegnet; denn unsere Leute haben es durch ihren Fleiß verstanden, nicht nur trotz der allgemeinen Nothlage sich über Wasser zu halten, sondern auch der Missionsunterstützung gar nicht zu bedürfen.

„Besonderer Dank und Anerkennung gebührt in dieser Rücksicht unserem lieben Bruder Antonio da Ortezza, aus der Provinz der Marken. Derselbe hat durch seine beharrliche Arbeit sich nicht bloß die Liebe und Hochachtung unserer Neubefehrten gewonnen, sondern als tüchtiger und kundiger Meister des Landbaues ihnen die Art beigebracht, ihr Land mit Frucht zu bestellen, indem er selbst die schwierigern und wichtigern Arbeiten leitete. Auch unser kleines Heim verdankt es vor allem seiner Geschicklichkeit und seinem Talent, daß alles trotz der Einfachheit hübsch und nett ist und die Bewunderung der Leute erregt.

„Auch Br. Andreas da Imola verdient ein Wort des Dankes. Er hat mit P. David, gleichfalls ein Kind von Imola, den District von Allahabad durchwandert und zu seiner Freude 35 Kinder auf-gelesen, die er selbst auf unsere Mission brachte. Nicht zufrieden damit, unternahm er allein trotz der furchtbaren Hitze, der Entbehrungen, Gefahren und Strapazen eine zweite Rundfahrt und hatte den Trost, 141 Kinderchen in Todesgefahr zu taufen. Sie flogen alle hinüber in den schönen Himmel und werden ihm ewig ihre Seligkeit danken.“

Südafrika.

Die Unruhen in Maschonaaland. Abenteuer mit Löwen. Stand und Ausichten der Mission. „Wir sind immer noch im Krieg,“ schreibt P. Franz Richard S. J. unter dem 1. Juni d. J. aus Chishawasha Farm, „haben noch immer nachts vier Posten ums Haus; hie und da auch einen Alarm, jedoch meistens ohne Grund. Rebellen sind noch in nächster Nähe, ohne uns jedoch zu behelligen.“ Das friedliche Missionshaus war so lange in eine Art Fort verwandelt mit einer Abtheilung schwarzer und weißer Soldaten. Der hochw. Pater schildert dann den weitem Verlauf der Unruhen und seine Bemühungen, den Frieden zu vermitteln.

„Zu diesen Wirren des Krieges kam, daß wir sehr wenig Regen hatten und sehr für unsere Ernte fürchten mußten, zumal ganze Regionen von Heuschrecken sich einstellten. Da wir all unser Vieh verloren hatten, konnten wir nur sehr wenig mit den von der Regierung uns geliehenen Eseln pflügen und mußten den Mais in noch ungepflügtes Land säen. Ein großer Uebelstand war auch der Mangel an Arbeitern. Doch mußten die schwarzen Soldaten mithelfen, was manchen freilich unter ihrer Würde zu sein schien. Augenblicklich haben wir die Ernte beendet und immerhin 150 bis 200 Sack Mais bekommen. Unter gewöhnlichen Umständen hätte es das doppelte sein können.

„Mit der Rückkehr ruhigerer Zeiten wurde auch das Missionswerk wieder aufgenommen. Auf Ostern wurden zunächst drei junge Burschen, die sich während des Krieges treu bewährt hatten, endlich getauft. P. Biehler, der bisher als Feldkaplan mit die Truppen begleitete und mehr denn einmal im Kugelregen stand, hatte jetzt wieder Zeit, und so übergab ich ihm von neuem die Schule, indem wir Knaben und Mädchen der Gefangenen (eine größere Anzahl der gefangenen Maschonas, Männer, Frauen und Kinder, war von den Engländern den Patres zugewiesen worden) nebst den Kindern der wieder zurückgekehrten Familien zum Unterricht heranzogen. Auf diese Weise hielt das muntere Leben, das wir in dieser schweren Zeit so sehr vermisst hatten, in Chishawasha wieder Einzug. Ein anderer Fortschritt besteht darin, daß etwa sechs unserer Neophyten oder Katechumenen sich unter den gefangenen Mädchen eine Lebensgefährtin ausgesucht haben und natürlich darauf dringen, daß dieselben zuvor in der christlichen Religion unterrichtet werden.

„So hilft uns der Krieg durch gütige Anordnung der Vorsehung über die große Schwierigkeit bezüglich Verheiratung unserer Neophyten hinweg. Vor dem Krieg weigerten sich nämlich die Heiden, ihre Töchter an Christen zu vergeben. Das Verlobungsgeschäft führt zu manch drolligen Szenen. Einer der Jungen hat z. B. sich eine auserwählt oder vielmehr sich entschlossen, deren Zuneigung zu erwidern; denn in der Regel beginnt sie zuerst und ist froh, wenn er einstimmt. Nun muß ich von der Sache in Kenntniß gesetzt werden. Der Junge scheut sich aber, mit der Sprache herauszurücken. Dann helfen seine Kameraden nach. „Nun, sprich doch!“ Endlich bringt ein anderer die Gelegenheit vor. „Ich wünsche zu wissen, wer die Erwählte ist. Komm, zeige sie mir.“ Sie ist gerade bei der Arbeit. „Da drüben, die am Rehren — sie hält eine Düte Salz in der Hand, welche ich ihr eben gegeben — das ist sie“, und dabei wird meine Miene gemustert, was ich wohl von der Wahl halte.

„Ich warne natürlich meine Neophyten, nicht voreilig zu sein, sie wußten ja, daß sie nur eine Frau haben dürften und deshalb zuschauen mußten. Nach einheimischer Sitte lebt nun die Braut wenigstens einige Zeit mit der Mutter des Bräutigams zusammen. Sie hat sich in manchen Dingen schon so zu verhalten, als wäre sie endgültig verheiratet. Sie heißt umgatsi d. h. Frau, nennt ihren Zukünftigen morume d. h. Mann und bringt ihm das Essen, wobei sie vor ihm eine Kniebeugung macht. Mit Bezug auf diese Sitte hatten unsere beiden neugetauften Burschen Victor und Joseph neulich einen Disput. Victor meinte, es passe sich nicht für Christen, diese Sitte beizubehalten, da Christen nur vor Gott ihr Knie beugen sollen. Joseph meinte dagegen, daß diese Verdemüthigung der Frau eine ganz gute Sache sei; sie bedeute ja auch nicht dasselbe, was die Kniebeugung in der Kirche.

„Gebe Gott, daß diese Eheangelegenheit glücklich gelöst werde, denn nur christliche Ehepaare bilden den soliden Anfang einer christlichen Gemeinde. Wir sind alle recht wohl. Das Fieber hat uns freilich nicht ganz verschont, aber doch weniger belästigt, während es in der Stadt stärker war als je zuvor.

„P. Boos ist Katechet, Minister des Ackerbaues und Doctor, P. Biehler mit Leib und Seele Schulmeister. Die Knaben und Mädchen wissen schon alle Gebete und viele Gesänge, selbst die lateinische Messe. Daneben wird auch fröhlich getanz, denn ohne das kann der Kaffer nicht leben.

„Auch die Brüder sind alle wohl und guter Dinge, wenn auch sehr mit Arbeit überladen. Wir sind daran, uns nun um Schwestern zu bemühen. Wenn wir keine Dominikanerinnen bekommen können, müssen wir weiter schauen.“

Zwischen die Missionsarbeit hinein bringen hier und da aufregende Abenteuer etwas Abwechslung. „Vor einiger Zeit“, so erzählt P. Richardz, „hatten wir hier ein Abenteuer mit einem Löwen, der uns zwei Esel getödtet hatte. Unsere Brüder Biermann, Puff und Breiten, nebst einigen unserer Garnisonsoldaten, wachten die ganze Nacht, um dem Thiere, das sicherlich wiederkommen würde, aufzupassen. Der Löwe kam aber erst in der zweitfolgenden Nacht in die Schußnähe eines der zwei Posten und wurde von Mr. Jones, einem unserer Garnisonsoldaten, verwundet. Am Morgen verfolgte eine Jagdpartie die Fährte. Nachdem man ihr etwa eine halbe Stunde durch die Felsen nachgegangen, fand man noch frische Blutspuren, ein Zeichen, daß die Bestie nicht mehr weit entfernt sein könne. Und wirklich sprang bald darauf das verwundete Thier, ein prächtiger männlicher Löwe, wüthend auf seine Angreifer zu, erhielt aber sofort mehrere Kugeln. Er raffte dann noch einmal alle Kraft zusammen, indem er auf einen großen Felsblock sprang, um von hier auf seine Verfolger loszugehen. Er soll in dieser drohenden Stellung einen prächtigen Anblick geboten haben, doch nur einen Augenblick, denn er hatte gute Schützen vor sich, deren wohlgezielte Kugeln ihn niederstreckten. Bald brachte man denn auch das prachtvolle Thier im Triumph nach Hause. Das Fell gehörte natürlich dem Mr. Jones, der den Löwen zuerst verwundet und dadurch seine Erlegung ermöglicht hatte. Den Schädel aber habe ich mir für das Museum der Stella matutina in Feldkirch ausbedungen. Die Zähne sind sehr gut erhalten.“

Nicht lange danach entging P. Richardz nur mit knapper Noth einem dieser gefährlichen Wüstenräuber. Es war auf der Rückkehr von einem der feindlichen Kaffernkraale, wohin er sich zu Friedensvermittlungen begeben hatte. Einer der Freiwilligen der englischen Truppe begleitete ihn. „Da wir Depechen nach Salisbury bei uns hatten, beschloßen wir beide, nach kurzer Rast die Nacht hindurch heimzureiten. Kaffern hatten wir kaum zu fürchten, da eine Truppenabtheilung vor wenigen Tagen denselben Weg genommen hatte. Wir ritten vorsichtig und kamen gut voran, da die kühle Nachtluft den Pferden besser zusagte als die Tageshitze. Wir gelangten in ein weites Thal, etwa zwei Stunden ostnordöstlich von unserem Hause, wo wir tags zuvor selbst am hellen Tage die Straße nicht sehen konnten, weil sie lange nicht mehr benutzt worden und das Gras sehr hoch stand. Plötzlich sagte mein Begleiter: „Was ist das dort im Grase? Ein großes Thier bewegt sich da.“ Trotz der Dunkelheit — es war halb 2 Uhr nachts — konnte ich nun auch selbst deutlich erkennen, daß es ein großes Thier sein mußte. Mein Gefährte, der hinter mir ritt, sagte sogleich: „Es ist ein Löwe.“ Ich wollte es nicht glauben

und dachte, es könnte ein Pferd oder eine Antilope sein. Allein mein Begleiter hatte am Benehmen seines Pferdes sofort die Gefahr erkannt und bat mich, rasch voranzueilen, da der Löwe — denn ein solcher war es — nur wenige Schritte von uns entfernt war. Ich kannte die Gegend gut und hätte im Nothfall über die Berge den Weg nach Hause gefunden, falls wir die Straße, die man, wie gesagt, gar nicht sehen konnte, verloren hätten. Allein mein braves Pferd Dodo hielt sich schon in den Spuren der Wagengeleise. Ich galoppierte voran, so schnell ich konnte, während mir das Gras ins Gesicht schlug. So ging es wohl zwei englische Meilen voran. Mein Begleiter trieb fortwährend zur Eile und rief von Zeit zu Zeit: 'Voran, das Thier ist dicht hinter uns.' Er war in der schlimmsten Lage, da der Löwe ihn zuerst gepackt hätte. Jeden Augenblick fürchtete ich, seinen Todessehrei zu hören. Einigemal suchte uns der Löwe von der Seite zu fassen, konnte aber hier wegen des hohen Grasses nicht Schritt mit uns halten, wohl aber, wenn er hinter uns war. Ich wagte nicht, meinen Revolver abzufeuern, weil mein Pferd, das hieran nicht gewohnt war, scheu geworden wäre. Wären wir von der Straße abgewichen und im hohen Grase festgehalten worden, wir wären sicherlich verloren gewesen. Mein Gefährte konnte seine Flinte nicht schußfertig machen, und so kam ich zuletzt nach sehr ernstlicher Anrufung des göttlichen Schutzes auf den Gedanken, schwedische Zündhölzchen anzuzünden und wie kleine Raketen auszuwerfen. Ich hatte zufällig eine Schachtel solch ausgezeichnete Zünder bei mir, die in der Dunkelheit sehr hell aufleuchteten und für einige Sekunden Licht verbreiteten. Nun denken Sie sich meine Aufgabe: im schnellsten Galopp diese Zündhölzer hervorzusuchen, dieselben in der Linken zugleich mit dem Zügel zu halten und vor dem nassen Gras zu schützen, dabei mit der Rechten eines nach dem andern anzuzünden und im Bogen nach rechts zu werfen. Aber das Kunststückchen half wirklich; denn nach diesem Manöver verließ uns unser ungebeter Begleiter. So meinten wir wenigstens. Wir athmeten erleichtert auf und gratulirten einander zur glücklichen Rettung. Allein während wir noch sprachen, rief auf einmal mein Gefährte: 'Da ist er wieder!' Die Bestie hatte uns also noch nicht aufgegeben. Nun wurde die Sache sehr ungemüthlich. Wir griffen aus und fort ging's in rasendem Galopp. Glücklicherweise gelang es jetzt meinem Gefährten auch, sein Gewehr abzufeuern, und nun sahen wir den Löwen nicht wieder." Nachts um 2 Uhr gelangten die beiden Reiter zur Wohnung eines Kolonisten, des nächsten Nachbarn der Missionsfarm, und fanden gastliche Aufnahme. Früh morgens ging es dann quer über den Berg nach Hause. Hier erfuhr man, daß der Löwe kurz zuvor in der Gegend bemerkt worden war. „Sie sehen,“ schließt P. Richard die Erzählung seines Abenteuers, „an Abwechslung fehlt es uns nicht.“

Die Heimsuchungen der letzten Jahre. In einem ausführlichen Berichte faßt P. Porte O. M. I., Missionär in Betschuanaland, die harten Schicksalsschläge zusammen, die in den letzten zwei bis drei Jahren Südafrika, vom Sambesi abwärts, nacheinander betroffen haben. Seit zwei Jahren hatte er mit einem Mitbruder eine neue Mission in Betschuanaland, St. Paul bei den Batlhaping in Tongs, gegründet, Kirche, Priesterwohnung, Schulen gebaut, das Vertrauen der furchtsamen Betschuanas gewonnen und die ersten 50 Katechumenen zur Taufe vorbereitet, als auf einmal das Elend in allen Formen hereinbrach und alles wieder in Frage stellte.

Zuerst kamen die Pocken. Die Kaffern behaupten, daß diese Seuche früher bei ihnen unbekannt gewesen und von den Weißen eingeschleppt worden sei, um durch diesen tödtlichen Zauber die farbige Rasse zu verderben. Gewiß ist, daß die Ansteckung unter den Kaffern in furchtbarer Weise um sich griff und zahllose Opfer forderte. Auch die Ueberlebenden tragen ihr Leben lang die entstellenden Spuren in ihrem Antlitz. Sehr viele haben dabei ihre Augen, wenigstens das eine, eingebüßt. Noch nie, versichert P. Porte, habe er so viele Blinde gesehen, als in der Kaffernstadt Tongs; zählte er doch eines Tages bei seiner Kirche 75 Blinde, alles Opfer der Pocken.

Dann kam der Matabele-Aufstand im Norden von Betschuanaland (vgl. Jahrg. 1897, S. 55 ff.). Die grausame Hinnekelung von etwa hundert dort ansässiger Weißen, Männer, Frauen und Kinder, durch die kriegerischen Matabele gab das Zeichen zu dem blutigen Kampfe, in welchem die wilde Tapferkeit der überlegenen Kriegsführung und den Schnellfeuerwaffen der Briten nach heftigem Kampfe erlag. Große Schwierigkeit bereitete der Transport der Truppen und des Kriegsmaterials von Masering, dem damaligen Endpunkte der Bahn, nach Buluwajo. Da die Beulenpest mit den Ochsen ausgeräumt hatte, mußte der 800 km weite Weg mit Eseln und Maulthieren zurückgelegt werden. Der sechs Monate währende Krieg brachte großes Elend über weite Strecken. Kaum waren die Matabele vorläufig zur Ruhe gebracht, so erhoben sich die Betschuanen, aufgestachelt durch einen Häuptling, der vor kurzem seine langjährige Gefängnißstrafe für eine Mordthat abgebußt hatte, und faum in Freiheit gesetzt, sein Volk gegen die verhassten Fremden aufhetzte. Zwar trieb die berittene Polizei der Kapregierung die schlecht organisirten Horden rasch zu Paaren; allein der Anführer der Unruhen entkam und forderte nun auch die Stämme der Wüste, die Batlaros, Batlhaping, Batlahahalis u. s. w. zum Kampfe auf. Die Kapregierung fandte 1500 Mann. Allein die ungeübten Truppen fanden in dem weg- und wasserlosen Gebiete eine harte Aufgabe zu lösen, da der Feind in dem felsigen Terrain sich gut zu decken mußte. In drei Monaten verausgabte die Kapregierung 2½ Millionen Francs für den Feldzug, der heute noch nicht eigentlich beendet ist.

Schlimmer als der Krieg war die schreckliche Geißel der Rinderpest. Sie hat in den letzten fünf bis sechs Jahren, vom Norden Afrikas ausgehend und durch Abessinien sich fortpflanzend, den ganzen schwarzen Continent durchzogen, aber in den viehreichen Ländern südlich vom Sambesi ihre größte Ausdehnung gewonnen. In weniger als sechs Monaten erlagen ihr im Norden von Betschuanaland über 100 000 Stück Hornvieh. In und um Tongs allein fielen, wie P. Porte versichert, etwa 25 000. Das Viehzucht treibende Südafrika ist auf 20—30 Jahre hinaus ruiniert. Die Hirtenposten stehen verlassen, die Umfriedigung der Weideplätze ist eingerissen, das weite Flachfeld herdenlos, der Reichtum des Landes, die Hauptnahrungsquelle der Eingeborenen verfiel.

Die Regierung des Kaplandes that das Menschenmögliche, um die Seuche von den Kolonien der Weißen fernzuhalten. Sie soll in einem Jahre 15 000 000 Fr. darangesetzt haben. Die von ihr beordnete Schutzpolizei schoß erbarmungslos jedes Stück nieder, das mit der Seuche behaftet schien. Um die Mission P. Portes wurden so an 6000 Stück ins Gras gelegt. Die Regierung hatte anfangs den Kolonisten Schadenersatz in Aussicht gestellt; allein die Seuche nahm eine so furchtbare Ausdehnung an, daß keine Staatsbörse tief genug gewesen wäre, um hier Schadenersatz zu leisten.

Monatelang hoffte man, das Uebel eindämmen zu können. Nichts blieb unversucht. Von dem Quellgebiet in den Basutobergen bis zur Mündung des Oranje-Flusses in den Atlantischen Ocean wurden längs der beiden Ufer Schutzhecken von galvanisirtem Stacheldraht gespannt. 2000 Mann wurden als Schutz- und Grenz- wache aufgeboten. Kein Thier durfte den Fluß passieren. Menschen und Waren, die von Norden her mit der Bahn kamen, wurden ausgeräuchert und desinficirt. Man schrieb nach Berlin und rief den berühmten deutschen Bakteriologen Dr. Koch zur Stelle. Er schlug in Kimberley sein Laboratorium auf. Drei Monate lang studirte er das unheimliche Uebel und glaubte endlich durch Einimpfung mit der Galle frisch verwendeter Thiere ein Schutzmittel gefunden zu haben. Vergebliche Mühe. Die Methode trug nur dazu bei, die Seuche noch weiter zu tragen. Dr. Edington vom bakteriologischen Institut des Kap gab vor, etwas Besseres gefunden zu haben, während in Transvaal zwei Schüler Pasteurs experimentirten, um dem geheimnißvollen Keim der Ansteckung auf die Spur zu kommen. Aber trotz Schutz- wache und Schutzdraht, Doctoren und Bakteriologen drang die Seuche unaufhaltsam weiter und griff wie ein Feuerbrand um sich.

Endlich am Ende aller menschlichen Auskunfts- mittel forderte die Regierung die ganze Kolonie auf, durch einen gemeinsamen Buß- und Bettag Gottes Erbarmung zu ersuchen. Das war gut und schön, kam jedoch etwas gar spät.

Endlich erschien auch noch das Hungergespöst mit auf dem Plan. Seit 2—3 Jahren hatte bereits Südafrika von einer unerhörten Dürre zu leiden. Die Folge war: man hatte keine oder schlechte Ernten, die dann noch mit den Heuschrecken getheilt werden mußten. Vielsach war kaum mehr das nöthige Saatkorn vorhanden. Vor allem traf dies das als Hirten- und Ackerbauvolf gleich ausgezeichnete Volk der Kaffern. Wohl hatte es auch früher oft mit Miskernten zu rechnen gehabt. Aber dann blieben ihm doch seine Herden noch übrig. Jetzt ist Korn und Vieh gleichzeitig vernichtet. Einst konnte es durch Jagd auf das zahllose Wild: das Wildebeest, Antilopen, Strauße u. s. w., sich entschädigen. Heute aber ist das Wild Eigenthum der Regierung, welche die rücksichtslose Ausrottung verhindern will. Früher konnten die in Noth gerathenen Stämme hilfesuchend zu den Bruderstämmen in den Gebirgen von Transvaal, Oranje-Freistaat und Basutoland flüchten. Heute sind das getrennte Staatswesen; wer dahin auswandert, muß einen Paß haben, und so sind die Kaffern in ihrem Gebiete eingepfercht. Wohl finden die jüngern kräftigen Leute in den Koloniestädten Arbeit und Auskommen. Aber was geschieht mit den Tausenden, die zurückbleiben? So war und ist noch die Noth in ganz Südafrika, abgesehen vom Küstenland, eine allgemeine und vielerorts eine herzzerreißende. Wie sehr auch die Missionen, zumal diejenige der Oblaten des hl. Franz von Sales, am Oranje-Fluß und in Namaqualand darunter leiden, haben wir schon mehrfach unsern Lesern geschildert und müssen auch jetzt wieder ihre Theilnahme für diese Opfer des Hungers in Anspruch nehmen.

Oceanien.

Apostol. Vicariat Neu-Pommern. Ueber den Stand und die Fortschritte der Mission gibt der Apostol. Vicar Mgr. Couppé in den *Annal. de N.-D. du Sacré-Coeur* 1897, p. 210 ss. ausführlichen Jahresbericht. Einige Ergänzungen bietet der Bericht des deutschen Afrika-Vereins, der auch die Missionen in den deutschen Südpazifik-Besitzungen unterstützt. Wie früher gemeldet, hatten die Wesleyaner namentlich auf der Gazellen-Halb-

insel starken Anhang gewonnen. Aber mehr und mehr wenden sich die Kanaken von ihnen ab und würden, falls die Regierung völlig freie Hand ließe, in Massen zu den Katholiken übergehen. Haben sie doch letztes Jahr aus eigenem Antriebe in einem der Hauptdistricte der Wesleyaner 13 katholische Kapellen gebaut, wo sie sich allsonntäglich unter Leitung eines der Ihrigen, der in einer der Stationen unterrichtet worden, zum Gebete versammeln. „Könnte ich“, so schreibt der Bischof, „morgen auf jeden dieser 13 Posten einen Priester senden, wir würden auf einen Schlag an die 8000 Seelen dem wahren Glauben gewinnen. Es brauchte dann nur noch die genügende Zeit, um den Leuten den notwendigen Unterricht beizubringen.“ Zu lange darf man nicht warten, sonst könnten die Leute, die so oft und dringend um einen katholischen Missionär angehalten haben, die gute Stimmung verlieren und den Wesleyanern, die hier 35 Stationen mit „Lehrern“ und 55 Außenposten haben, zufallen.

Am 30. März fand in Malaguna die feierliche Taufe von 240 Erwachsenen statt. Wohl an 3000 Wilde waren bei dem Feste zugegen und wurden natürlich von der Mission bewirtet. Ein Theil der Getauften stammt von der Nordküste, ein anderer aus dem Innern der Gazellen-Halbinsel landeinwärts von der Weißen Bai. Alle hatten 4—6 Marschstunden zurückzulegen, um während der letzten drei Monate der Vorbereitung täglich zu den Uebungen des Katechumenates zu kommen. Die Gesamtzahl der Getauften in Malaguna beträgt 2080, zahlreiche Katechumenen sind in der Vorbereitung, und P. Fromm ist mit Arbeit überhäuft. Während des Jahres wurden auch zwei Elementarschulen, eine für Knaben (Br. Hermann), eine für Mädchen (Schwestern), mit mehr als 100 Kindern eröffnet. Leider fehlt noch ein würdiges Gotteshaus; eine Kirche aus Holz und Eisen (Kosten etwa 12 000 Mark) ist dringend nothwendig.

In Blavolo sind 1400 Getaufte; 500 Erwachsene wurden in diesem Jahre getauft. P. Bley hat zahlreiche Katechumenen im Unterricht. Die neue Elementarschule (Br. Leo) zählt 70 Knaben. Die neue schöne Kirche bietet Raum für 500 Personen. Die Station besitzt außerdem je ein Missionshaus für Patres und Schwestern und ein Waisenhaus für Mädchen.

In Villa-Maria wurden seit der Gründung vor 1½ Jahren 512 getauft. Hier finden sich ein Haus für die Missionäre, eine Kirche und eine Elementarschule, alles aus Schilfgras. Doch sind eine neue Wohnung und Kirche aus starkem australischen Holze im Bau begriffen. Zu Villa-Maria gehört der Außenposten Buna-Toro (gegr. 1896) im Innern der Gazellen-Halbinsel mit 58 Katholiken. Ein früherer Schüler des Waisenhauses versieht hier die Katechetenstelle, versammelt die Leute an gewöhnlichen Tagen zum Gebet im kleinen Kirchlein und führt sie Sonntags zum Gottesdienst nach Villa-Maria. Buna-Toro ist bestimmt, in naher Zukunft eine Centralstation für das Innere, mit einem Vater und Bruder und Schule, zu werden.

Buna-Pope (früher Kinigunan genannt) ist der Sitz des Bischofs und besitzt zwei Missionshäuser für Patres und Schwestern, zwei Kapellen, ein Arbeitshaus, zwei Waisenhäuser für Knaben und Mädchen, in welche seit 1892 bereits 263 Kinder aufgenommen wurden. Der Bischof hofft, die Erlaubniß zu erwirken, mit dem Missionschiff die umliegenden Inseln besuchen zu dürfen, um arme, verwahrloste Kinder aufzunehmen. Vor einiger Zeit wurden drei Mädchen von Neu-Mecklenburg hergebracht. Neuerdings wurde auch ein Pensionat für weiße Mädchen und Mischlinge eröffnet. Auf diese Weise wird die katholische Religion auch

unter der weißen Bevölkerung allmählich Vertretung finden. Man will deshalb das Pensionat nach Möglichkeit so ausstatten, daß die weißen Eltern ihm gerne ihre Kinder anvertrauen. Nun ist die neue Katechetenschule zu erwähnen und die Vollendung der bischöflichen „Kathedrale“, die dem heiligsten Herzen geweiht ist. Noch fehlt die innere Ausstattung.

In der Nähe von Buna-Pope wohnen etwa 100 Eingeborne, die sich bislang von der Mission ferngehalten. Dies kommt von ihrer Abneigung gegen die Weißen überhaupt, deren Anpflanzungen mehr und mehr wachsen und die Wilden verdrängen. Nun wurde ein neuer Versuch gemacht; 36 ließen sich in die Katechumenenliste eintragen. Wenn sie beharren, werden die übrigen folgen. Das Taufregister von Buna-Pope weist bis jetzt 191 Tausen auf. Von hier aus wird auch der 1896 gegründete Außenposten Tatabar besorgt mit einer Kirche und einer Wohnung für den Katecheten. Da hier die Wesleyaner waren, ist der Boden noch nicht recht fruchtbar. Mit 15 Katechumenen wurde der Anfang gemacht.

Buna-Marita und Matava (od. Matjaba) wurde im November 1896 gegründet und liegt 70 km von der Hauptstation Buna-Pope schon im Grenzgebiete der Vainings. In Matava und Kamada, den einzigen bewohnten Punkten dieser Küste, wird noch die Sprache der Weißen und der Talili-Bai geredet, im Innern bloß die sehr schwierige, ganz verschiedene Vainingsprache. Kamada und Buna-Marita bilden wichtige Ausgangspunkte für die Missionierung der Vainings. Kamada wurde deshalb von einem Vater und Bruder besetzt. Dieses arme, furchtsame Bergvolk war bislang von den rohen Kannibalenstämmen der Küste, welche dort ihren Bedarf an Sklaven und Menschenfleisch deckten, hart bedrängt worden. Nun fühlen die Vainings, daß sie an dem Missionär einen starken Beschützer erhalten haben. Sie kommen jetzt schon zahlreich zur Missionsstation und zeigen sich sehr vertraulich.

Um den Verkehr zwischen Buna-Pope und der Vaining-Küste zu erleichtern, hat der Bischof in Sydney einen kleinen Dampfer von 6 Tonnen angeschafft. Er gewährt große Zeitersparniß und ungleich größere Sicherheit als die kleinen Segler und Pirogen, greift aber auch gewaltig ins Geld. Ueberhaupt, so bemerkt der Bischof mit Recht, hat man in Europa keine Vorstellung, wie kostspielig sich das Missionswerk in solchen Ländern gestaltet, wo alles geschaffen und Baumaterial zc. aus weiter Ferne eingeführt werden muß.

Die Mission hat, wie man sieht, dieses Jahr außerordentliche Fortschritte zu verzeichnen. Die Zahl der Missionäre ist von 32 auf 40 gestiegen. In den drei Waisenhäusern wurden über 150 Kinder erzogen. Im vorigen Jahre verzeichneten die Missionäre 1083 Ostercommunitionen; seit jener Zeit sind über 2000 Erwachsene, nach gründlichem Unterricht, zur Taufe zugelassen worden, vom 1. August 1896 bis 1. April 1897 allein schon 1645. Damit hat die Gesamtzahl der Christen 4000 überschritten.

Das Herz-Jesu-Missionshaus in Hilstrup bei Münster in Westfalen sieht bis Herbst seiner Vollendung entgegen.

Aus verschiedenen Missionen.

Palästina. Französische Benediktinerinnen („Töchter von Kalbaria“) haben unlängst in Jerusalem an den Flanken des Ölberges unweit von Bethanien und Bethphage ein Kloster ihres Ordens und ein Waisenhaus für Mädchen des griechischen (unirten und nicht unirten) Ritus errichtet. — **Arabische Halbinsel.** Eine englische Gesellschaft hat sich in Kairo und Konstantinopel die Concession geben lassen zum Bau einer Bahn von Port Said quer

durch die Sinai-Halbinsel nach Bassorah am Persischen Meerbusen und zur Anlegung einer Bahnhofbahn vom Hafenplatz El-Tor aus auf den nahen Berg Sinai, der nur auf einer Seite zugänglich ist. Das Bahnhofgebäude soll an die Stelle kommen, wo das von Kaiserin Helena aufgestellte Steinkreuz sich befindet und wo der Ueberlieferung zufolge Moses die Offenbarung empfing. — **Japan.** Erzdiocese Tokio. Eine furchtbare Feuerbrunst hat diesen Sommer drei Viertel der bedeutenden Handelsstadt Hachioji in Asche gelegt. Auch die dortige Missionsstation des Pariser Seminars, Kirche, Missions- und Katechistenwohnung, und die Wohnungen sämtlicher Katholiken, nur zwei ausgenommen, sind ein Raub der Flammen geworden. Nur mit größter Mühe und unter eigener Lebensgefahr gelang es dem hochw. Herrn Mayraud, das Allerheiligste zu bergen und einige Altargeräthe zu retten. Der Verlust war um so schmerzlicher, als die Kirche erst das Jahr zuvor eingeweiht wurde. Die Katholiken der Stadt hatten heroische Anstrengungen gemacht, um die Mission vor dem verheerenden Elemente zu schützen. Auch die Leute von Schibergata, das eine Stunde, und von Haidschima, das anderthalb Stunden von Hachioji entfernt ist, waren mit Brandspitzen zur Stelle. Aber alle Bemühungen waren erfolglos. Die Noth in der vorher so blühenden und reichen Stadt ist entsetzlich. Der Missionär bittet dringend um Hilfe. — **China.** Ein französischer Reisender, Herr Marcel Monnier, der vor kurzem China durchkreist hat, macht im „Temps“ eine Reihe interessanter Angaben auch über die katholischen Missionen, die er besuchte. Ueber Su-tschuen insbesondere schreibt er: „Unter den Missionen, welche das Pariser Missionsseminar seit langer Zeit in China gegründet hat, sind diejenigen von Su-tschuen die blühendsten. Sie bilden drei Apostol. Vicariate mit zusammen 200 Christengemeinden und einer christlichen Bevölkerung von über 100 000 Seelen, die keineswegs nur aus Neubefehrten, sondern größtentheils aus Familien besteht, deren Bekehrung bereits über zwei oder drei Generationen zurückgeht.“ Herr Monnier bespricht sodann die Versuche der amerikanischen und englischen Secten und zeigt die Gründe ihrer Unfruchtbarkeit. Wie wir früher ausführlich berichteten, ging im Jahre 1895 über die Mission von Su-tschuen ein verheerender Sturm der Verfolgung. Dank jedoch der energischen Vermittlung des französischen Consuls in Peking wurde der Mission rasche Genugthuung. Der Vicarönig, der Urheber der Verfolgung, wurde nicht bloß abgesetzt, sondern verurtheilt, aus seiner Tasche rund vier Millionen Fr. Schadenersatz zu leisten. „Einige englische Blätter an der Küste“, sagt Monnier, „fanden diese Summe arg hoch; allein sie entspricht durchaus den erlittenen Verlusten, unter denen z. B. eine neue Kathedrale, ein eben eröffnetes Spital, große Schulgebäude, Seminarien, Waisenhäuser zc. sich befanden.“ Guten Fortgang nimmt das Bekehrungs- und auch in dem Apostol. Vicariate Süd-Honan, wo das Mailänder Missionsseminar arbeitet. „Ich habe“, so schreibt der hochw. Herr Angelo Cattaneo unter dem 15. Juni d. J., „die verschiedenen Gemeinden des Districtes Su-y-schien und auf der Rückreise diejenigen des Districtes Tschou-kia-fu besucht. Als ich zwischen 1870—1876 diesen District leitete, zählte man nur etwa 600 Christen. Heute sind es etwa 1500. Die Katechumenen sind zahlreich und bilden einen guten Sauerteig, der langsam die Heidenmassen durchdringt. . . Die Leute sind hier recht friedlich und meist ziemlich wohlhabend.“ In dem von spanischen Augustinern verwalteten Apostol. Vicariat Nord-Honan mit etwa zehn Millionen Einwohnern sind gegenwärtig nach einem Briefe des hochw. P. Pedro Rodriguez bloß zwölf Priester thätig. Das

Bekehrungswerk gehe daher nur langsam voran. — **Wang-tong.** Wiederholt konnten wir in den letzten Jahren aus diesem südlichsten Vicariat gute Nachrichten bringen. Unter dem 4. Juli d. J. schreibt der hochw. Herr Montanar aus dem Pariser Missionsseminar aus Schöng-leng im District Tung-kun: „Als ich vor drei Jahren nach China kam, sandte mich unser Bischof, Msgr. Chauffe, in den District von Tung-kun, damit ich einen chinesischen Priester ersetze, der kaum 300 Christen zu pastoren hatte. Seither hat der District ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Er mußte bereits in drei Missionskreise mit ebenso vielen europäischen Missionären getheilt werden und zählt heute rund 1000 Getaufte und 20000 Katechumenen. Diese günstigere Stimmung der Bevölkerung nahm merkwürdigerweise ihren Ausgang von den Christenmorden in Kang-pui am 24. December 1895 (vgl. Jahrg. 1895, S. 83). Da ich der älteste Missionär des Districtes bin, behielt ich für mich den Theil, wo jene blutigen Vorgänge sich abgespielt hatten, während der hochw. Herr Murcier in der Stadt Tung-kun und Herr Jourquet in den Bergen Posto gefaßt haben.“ Alle diese Fortschritte in dem großen chinesischen Reiche sind zwar gering im Verhältniß zu der ungeheuren Zahl der Bevölkerung; sie zeigen aber doch, daß das Christenthum, wenn auch langsam, Boden faßt. Bedenkt man, daß nach den *Missiones Catholicae* von 1895 in ganz China bloß 1060 Priester (693 europäische und 370 eingeborene) thätig waren, während z. B. in der einen Diocese Münster 1896 die Zahl von Welt- und Ordenspriestern 1164 betrug, so versteht man, warum die Bekehrung Chinas nicht rascher vorwärts schreitet. — **Vorderindien.** Madura. Wir haben im Jahrgang 1895, S. 191 von einem blutigen Zusammenstoß von Heiden und Christen in Kalangaumalei berichtet. Nur der energischen Dazwischenkunft der Missionäre gelang es, den ungerechten Proceß, der gegen die Christen entschieden worden, rückgängig zu machen (Jahrg. 1896, S. 137). Der oberste Gerichtshof von Madras hob das gegen die Christen gefällte Urtheil auf und setzte sämtliche Angeklagten wieder in Freiheit. Dieser glückliche Ausgang des Processes, der lange Zeit die Bevölkerung in größter Spannung gehalten, brachte eine ungeahnte Bewegung zum katholischen Glauben in Fluß, die bis in die Gegenwart angehalten hat. „Im ganzen Umkreis“, so schreibt ein Missionär, „wird in allen Dörfern die entscheidende Frage erwogen, ob es nicht besser sei, das Heidenthum mit dem christlichen Glauben zu vertauschen. Zwischen Laticorin und Coilpatty verlangen etwa 15 kleinere Ortschaften in der christlichen Lehre unterrichtet zu werden. Noch weiter in Mhirampatty bereiten sich 15 Familien auf die heilige Taufe vor; in Tschittikuritschi haben 40 Familien mit dem Götzendienste gebrochen und sich taufen lassen. Auch in Mchampatty, das bislang ganz heidnisch war, haben wir jetzt eine hübsche Christengemeinde. Beständig langen beim Missionär Gesandtschaften von heidnischen Dörfern an mit der Bitte um Aufnahme in die katholische Kirche.“ Natürlich wächst mit dieser starken Zunahme der Bekehrungen nicht bloß die Arbeit der Missionäre, sondern auch das Bedürfnis größerer Geldmittel zur Anstellung von Katechisten und für den Bau neuer Kapellen und Missionswohnungen, und der hochw. Bischof, Msgr. Barthe S. J., beklagt mit bewegten Worten, daß seine Mittel in keinem Verhältniß ständen zu den ihm neu erwachsenden Ausgaben. — **Afrika.** Der Thätigkeit der katholischen Missionäre, meist spanische Franziskaner, in Marocco spendet die deutsche Reisende Elise von Schabelsky (Harem und Moschee, Reiseskizzen aus Marocco. Berlin) in jüngster Zeit folgende Anerkennung: „Während die katholische Propaganda, gleichviel ob deren Träger

spanische oder französische Priester sind, große Erfolge aufweisen kann, wird die Zahl der Protestanten in Marocco immer geringer. Die katholischen Priester suchen die Armen und Verarmten durch Wohlthaten, durch das Beispiel einer echt christlichen Mithätigkeit von der Vorzüglichkeit ihrer Lehre zu überzeugen. Sie sind nachsichtig und milde und helfen, ohne sich nach der Religion der Hilfsbedürftigen zu erkundigen. Die englischen Missionäre dagegen fordern die Bekehrung wie eine Pflicht, sind stolz und arrogant, bekämpfen alle andern Confectionen und stoßen ab selbst da, wo sie Hilfe bringen.“ Diese Zeilen sind um so beachtenswerther, da sie aus einer Feder stammen, die an andern Stellen den „fanatischen römischen Katholicismus“ in Gegensatz zum „freisinnigen Lutherthum“ zu bringen beliebt. — **Deutsch-Ostafrika.** Durch Decret der Propaganda vom 10. Juli d. J. ist das Missionsgebiet der St. Benediktus-Missionsgesellschaft in Süd-Sanibar bedeutend erweitert worden, so daß nunmehr seine Südgrenze mit der politischen Grenze des deutschen Gebietes zusammenfällt. Einer neuen Nachricht zufolge befinden sich zur Zeit in Deutsch-Ostafrika auch zwei deutsche Trappistenpatres aus Natal, um mit der deutschen Kolonialregierung, die eine Niederlassung dieser trefflichen Pioniere der Cultur auf deutschem Gebiete wünscht, darüber näher zu verhandeln. — **Britisch-Uganda.** Der aus den Missionsberichten satfam bekannte König Mwanga hat diesen Sommer gegen die britische Herrschaft eine Empörung versucht. Wankelmüthig und charakterlos hat sich der König bald den Katholiken, bald den Protestanten, bald den Engländern, bald den Deutschen zugewandt, stets zur stärkern Partei sich haltend. Die britische Schutzherrschaft, unter welcher Mwanga mit dem englischen Commissär gemeinsam das Land regierte, hat sein Königthum zu einem bloßen Schatten herabsinken lassen. Letzten Juli verschwand der König plötzlich und suchte in Buddu einen Aufstand gegen die Engländer zu schüren. Von Mayor Ternan geschlagen, floh er auf deutsches Gebiet, wo er sich wohl noch befindet. An seiner Stelle soll sein Sohn König werden, mit einem Regenten an seiner Seite bis zur Volljährigkeit. Wahrscheinlich sah Mwanga, daß mit der rasch wachsenden Machtstellung der Engländer im Lande seine Herrschaft zu Ende gehe, und wollte einen letzten Versuch wagen, seine Fesseln zu sprengen. — **Natal.** Die Mission der deutschen Trappisten in Natal zeigt eine immer großartigere Entfaltung. Die Zahl der Stationen ist auf 20 gestiegen, wozu noch 8 sogen. Katechese-Plätze kommen. Die zuletzt gegründeten Stationen sind: Maria-Zell, hart an der Grenze von Basutoland, von Mariannhill sechs Tagereisen zu Pferde entfernt, mit Basuto-Bevölkerung; Maria-Zelte (1896), Zwischenstation zwischen Reichenau und Maria-Zell; Maria-Trost (1896), hochgelegen mit trefflichem Klima; St. Peter, vier Reitsunden von Mariathal (früher Blyberg); endlich die jüngsten Gründungen Clairvaur, Cisterz und La Salette, sämtlich vielversprechend. Bereits sind auch die ersten Schritte zu Tochtergründungen in Britisch-Maschonaland, Portugiesisch-Mozambique und Deutsch-Ostafrika im Gang. In den ältern Stationen erheben sich zum Theil schon prächtige Kirchen, so in Lourdes ein Neubau in romanischem Stil, der jeder Stadt Ehre machen würde, alles natürlich durch die fleißigen und geschickten Hände der Trappisten geplant und ausgeführt. Daneben hat die innere Entwicklung gleichen Schritt gehalten. In der Abtei Mariannhill, dem Sitze des ausgezeichneten Abtes R. P. Aman-dus, ist ein vollständiger Studiencursus: Humaniora, Philosophie und Theologie, für die jungen Cleriker geplant und zum Theil schon eingeführt. Bereits zählt die Mission 2600 getaufte Christen,

1500 Katechumenen und 1300 Schulkinder, welche letztere ganz von der Mission erhalten werden. Vorzügliche Dienste leisten hier die „Rothen Schwestern“ (Tertiärinnen des reformirten Cistercienserordens), die ihr Mutterhaus in Mariannhill, ein Probe- und Noviciatshaus zu Panningen (Bahnhofstation Neuber, Limburg in Holland) besitzen, von wo jährlich neuer Zugang nach Afrika abgeht. Wir werden gelegentlich ausführlicher auf die Entwicklung dieser blühenden afrikanischen Mission zurückkommen, die das regste Interesse aller deutschen Katholiken verdient. — Apostol. Präfectur des Oranje-Flusses. Dem letzten Heft der „Annales Salésiennes“ 1897, No. 84 entnehmen wir die erfreuliche Kunde, daß endlich, endlich nach dreijähriger schrecklicher Trockenheit sich wieder Regen in reichlicherem Maße eingestellt hat. Das gibt wieder Hoffnung, obgleich es keineswegs das Ende der Prüfung ist; denn die Nachwirkungen der langen Hungersnoth: Krankheiten aller Art, große Sterblichkeit und der Mangel an Vieh, dauern fort. Die Patres selbst und die armen Schwestern wurden hart mit-

genommen und sind zum Theil krank. Dennoch athmen ihre letzten Briefe frohen Dank gegen die göttliche Vorsehung, die ihre Hand, die so schwer gedrückt, nunmehr zum Segen erheben will. — Die junge Mission der Genossenschaft der Afrikanischen Missionen von Lyon an der Elfenbeinküste nimmt einem Briefe des P. de Chazotte zufolge einen erfreulichen Fortgang. Im Laufe dieses Sommers wurde in Groß-Bassam die erste Schar der neubekehrten Kinder zum Tische des Herrn und später zur heiligen Firmung zugelassen. Die Feier erregte die größte Theilnahme auch seitens der Heiden und Protestanten, die sich haufenweise zum Kirchlein hindrängten, um dem nie gesehenen Schauspiel beizuwohnen. Der Apostol. Präfect P. Ray wünscht dringend, auch Missionschwestern zur Erziehung der weiblichen Jugend in die Mission einzuführen, da nur durch Gründung christlicher Familien das Heidenthum und die Vielweiberei mit ihren Greueln gründlich verdrängt und das Christenthum fest begründet werden kann.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat September eingegangenen Gaben.

	Mar.		Mar.		Mar.
Für die dürtigsten Missionen:		Von E. Söllthaler in Feichten	5.—	Für die Jesuitenmissionen am Sambesi (Südafrika):	
Von Vicar Reismann in Marl bei Dorsten	50.—	Von Schwester Aloisia Rimmel in Poremba	10.—	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	20.—
Aus dem Pensionat der Ursulinen in Herfel	10.—	Von Schwester Benenuta in Erlar	10.—	Von Domkapitular Brühl in München	10.—
Von J. G. S. in München	5.—	Von Pfarrer Gaster in Bettenfeld	11.20	Für die Hungersnoth im Namaqualand und Oranje-Fluß in Südafrika:	
Von Lambert Kleffsch in London	18.85	Von Dechant Friem in Gilsheim	6.—	Von Elise Zimmer in Breslau	75.—
Von A. v. d. A. in Köln	10.—	Aus Godesberg	2.40	Von Ungenannt	3.—
Von R. Brandner, Gerichtsschreiber in Billingen	8.—	Von Domkapitular Brühl in München	25.—	Von Spiritual Stangl in Straubing	40.—
Vom Antoniusbrot in Ravensburg	20.—	Aus der Sammelstelle der „Lingzer Theologischen Quartalschrift“ in Linz	42.75	Von Decan Pacher in Oberveleach	8.52
Miles	3.—	Von J. B. R.	20.—	Von B. R.	20.—
Von Karl Gollmer in Gubrau	25.—	Von Fiedler in Schwammelschwitz	20.—	Von Anton Giffel in Cleveland, Ohio	8.20
Von Jos. Rahe in Pittsburg	102.50	Von Huberta Kelles in Muhl	12.—	Von B. J. Decken in Mühlstadt, Ill.	4.10
Von B. Schwarz in Spring Green, Ohio	14.35	Von Pfarrer Wagner in Offenbach am Main	1.—	Von M. F.	5.—
Papalino	8.—	Von Pfarrer Sabels in Köln	2.50	Vom Antoniusbrot in Ravensburg	40.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:		Für die Missionen in Indien:		Von R. A. B. S.	5.—
Vom Frankenwald	25.—	Von Marie Gräfin Resseigner-Rinsky in Nisko	8.53	Von Ungenannten in G.	1.50
Von Pfarrer Müller in Ebensfeld	71.—	Durch Joseph Ferkel, Assistent in Mallersdorf	100.—	Von einem Pfarrer aus der Schweiz	530.—
Von Ungenannt	10.—	Von Joseph Reith, Wallfahrtspriester in Wies	10.—	Für die koptischen Missionen in Afrika:	
Von Oberaplan Gaertner in Reiffe	339.—	Von Ungenannt in Freiburg i. Br.	10.—	Von G. Häre, Vicar in Laibach	40.—
Aus Herzogenburg	8.50	Von Gertrud Kofmel in Brüg	5.97	Für den Verkauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von A. Kleinert in Gottwig	22.—	Vom Bisth. Ordinariat Leitmeritz	34.07	Von Caspar	9.33
Von Pfarrer Langenbacher in Schöndhal	35.—	Von Ungenannt	13.—	Aus Gassenburg	21.—
Von B. S.	10.—	Von Elise Zimmer in Breslau	75.—	Von Pfarrer Langenbacher in Schöndhal	20.—
Von F. R. in Sch.	68.30	Aus München-Glabach	154.62	Von R. W.	17.50
Von Ungenannten in G.	3.20	Von einem Priester aus der Schweiz	1032.50	Vom Antoniusbrot in Ravensburg	40.—
Papalino	3.—	Von R. A. B. S.	5.—	Von Pfarrer Gütlein in Raskat, Rußland	25.85
Von Pfarrer Frank in Steinberg	8.—	Von Franz Habenitz in Vorweiden	8.—	Für den Verkauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Für die Missionen in Armenten und Mesopotamien:		Miles	1.—	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	100.—
Von Dr. Scheylmann, Dombicar in Regensburg	8.—	Von Ungenannten in G.	2.—	Von einem Priester in der Schweiz	500.—
Von Ungenannten in G.	1.50	Von R. R. Höhrer in Voston, Mass.	8.20	Für den Verein der Glaubensverbreitung:	
Durch Pfarrer Ruf in Zimmendingen von Frau W. B.	65.30	Von einem Pfarrer aus der Schweiz	1000.—	„Aus der Schweiz“	403.—
Für die Missionen in China u. Japan (P. Corre):		Aus der Sammelstelle der „Lingzer Theologischen Quartalschrift“ in Linz	42.50	Für den Einheit-Jesu-Verein:	
Aus Rom	50.—	Von Lehrer Schatz in Wörheim	10.—	Von F. R. in Sch.	17.29
Von Pfarrer Sabels in Heerdt	10.—	Von Pfarrer Frank in Steinberg	2.50	„Aus der Schweiz“	403.—
Von der Oberin der Barmherzigen Schwestern in Boppard	30.—	Durch die Agentur der literarischen Anstalt in Karlsruhe	32.—	Für den Bonifatius-Verein:	
Von der Oberin der Schulschwestern in Gammelsburg	5.—	Aus dem Clericalseminar in Freising	100.—	Papalino	3.—
Von R. R.	1.—	Für das Kloster vom Guten Hirten in Maisur u. Bangalore (Vorderindien):		Von R. A. B. S.	4.50
Von Pfarrer Strauch in Krinsch	20.—	Von einem Priester in der Schweiz	2000.—	Für den Heiligen Vater:	
Von Rector Schütz in Köln-Grensfeld	20.—	Von einem Pfarrer aus der Schweiz	2000.—	„Unbefleckte Empfängniß, bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche!“	30.—
Von den Barmherzigen Schwestern in Oberglöggau	30.—	Für die Missionen im Orient:		Von R. Brandner, Gerichtsschreiber in Billingen	3.—
Von Pfarrer Brtg in Hollerath	2.—	Von Fräulein Julie Sch.	20.—	Miles	3.—
Von der Oberin der Barmherzigen Schwestern in Wittichenau	10.—	Von Ungenannt	1.67	Papalino	6.—
Von Pastor Gausen in Wabern	6.—	Von Kaplan Wedmann in Westerhoff i. W.	3.80	Für verschiedene Zwecke:	
Vom St. Hedwigs-Krankenhaus in Berlin	10.—	Von Ungenannten in G.	3.—	Von R. A. B. S.	3.—
Von Pfarrer Jost in Schnorbad	1.50	Für die Missionen im Heiligen Lande:			
Von Pfarrer Penning in Großmairfeld	9.80	Durch Jos. Ferkel, Assistent in Mallersdorf	200.—		
Von Pfarrer Oden in Peterslahr	6.—	Für die Missionen in Afrika:			
		Von Domkapitular Brühl in München	100.—		
		Von einem Priester in der Schweiz	500.—		
		Von einem Pfarrer aus der Schweiz	500.—		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **Adolph Stieber**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Gratz**, Graz (Steiermark). Zuschriften an die Redaktion und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. September 1897.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, jener der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.